

## Revisionist(en) am Werk: Schlafwandelnd in den Großen Krieg statt “Griff nach der Weltmacht”?

Pünktlich zum hundertjährigen Jubiläum des Kriegsbeginns hat die Deutsche Verlags-Anstalt unter dem Titel “Die Schlafwandler — Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog” das bereits 2012 in London unter dem Titel “The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914” publizierte Werk des momentan am Cambriger St. Catharine’s College lehrenden australischen Historikers Christopher Clark herausgebracht. Beworben wird es in der BRD vom Verlag als “bahnbrechend”, da es Clark mit seinen “Sleepwalkers” gelungen sei, der “lange Zeit” praktisch unbestritten geltenden Auffassung, “dass das deutsche Kaiserreich wegen seiner Großmachtträume die Hauptverantwortung am Ausbruch des Ersten Weltkriegs trägt”, eine neue Einschätzung gegenüber zu stellen.<sup>1</sup>

### “Die Schlafwandler” als Auslöser einer neuen “Historikerdebatte”?

Ob “Die Schlafwandler” eine neue “Historikerdebatte” auslösen, ist noch nicht abzusehen, ein ‘Rauschen’ im ‘Feuilleton-Wald’ und diverse Debatten rund ums Jahr sind jedenfalls ohne Zweifel die Konsequenz. Inzwischen hat auch Karl Habsburg-Lothringen, der übrigens nach eigenen Angaben niemanden korrigiert, der ihn mit “Kaiserliche Hoheit” anredet, da dies ja “aus Respekt vor meiner Familie” geschieht, sich schon einmal zu einem Sympathisanten der These erklärt, wonach “alle Seiten in diesen Krieg hinein schlafgewandelt sind”<sup>2</sup> — mal sehen, wer sich noch als ‘Mitläufer’ seiner “Kaiserlichen Hoheit” erweisen wird<sup>3</sup> — ob aus Respekt vor dessen oder seiner eigenen Familie,

- 1 Interessanterweise ist in der englischen Ausgabe davon nicht die Rede. Im Klappentext wird lediglich damit geworben, dass Clark eine ungewöhnliche Perspektive einnimmt — und zwar insofern, als er “putting Serbia and the Balkans at the centre of the story”. Auch auf der Rückseite des Umschlags wird nichts davon gesagt, dass Clark den “Konsens unter Historikern” in Frage stellt, sondern es werden lediglich Ausschnitte aus Kritiken zitiert, die insbesondere darauf abstellen, dass Clark ein faszinierendes und spannend zu lesendes Buch vorgelegt hat.
- 2 In einem Interview v. Cathrin Kahlweit — publiziert unter der Überschrift “Es geht nicht um Schuld” in: Süddeutsche Zeitung v. 23. Januar 2014, S. 16.
- 3 Cora Stephan, die einst als “Vita Quell” beim legendären Frankfurter “Pflasterstrand” unter Cohn-Bendit begonnen hatte, seit 2011 ihre Feder aber in den Dienst von Springer stellt und “700 Seiten dieses Krimis durchgestanden” hat, klatschte Clark bereits Mitte November letzten Jahres Beifall (“Die Urkatastrophe”, in: “Die Welt” v. 14.11.13), indem sie — übrigens ihr Faible für das Abfassen von Kriminalromanen in ihrer Wortwahl kaum kaschierend — erklärte, dass dieser “die These von der Hauptverantwortlichkeit des Deutschen Reichs klafertief begraben” habe sowie “erst Großbritanniens Kriegseintritt [...] den Krieg zum Weltkrieg [hat] werden lassen.”

Christopher Clark

## DIE SCHLAFWANDLER

Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog



**Christopher Clark: Die Schlafwandler — Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog**  
11. Aufl., München: Deutsche Verlags-Anstalt 2013. ISBN 978-3-421-04359-7, 896 Seiten, 39,99 €

dem einen oder anderen Vaterland oder was auch immer sonst im Einzelfall die Motivation ist, sich vom Diktum des Art. 231<sup>4</sup> des Versailler Vertrages zu distanzieren. Will man sich nicht lediglich darauf beschränken, ‘Glaubensbekenntnisse’ in dieser Frage auszutauschen, so bedarf es einer eingehenderen Beschäftigung mit der Argumentation und den Belegen Clarks.

Insofern nun zu dem Buch selbst, dessen drei Hauptteile (“Wege nach Sarajevo”, “Ein geteilter Kontinent” und “Krise”), die zusammen knapp 700 Seiten umfassen, in insgesamt zwölf Kapitel gegliedert sind.

- 4 Art. 231 lautet: “Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben.”

## Der Clarksche Forschungsansatz: Vergesst das “Warum?” — das “Wie?” steht im Zentrum des Erkenntnisinteresses

In der Einleitung wird nicht nur ein knappes Resümee der Schlüsselkatastrophe des 20. Jahrhunderts gezogen, sondern auch die Frage, warum es dazu kam, zur Schlüsselfrage erklärt, um welche seit den Schüssen von Sarajevo ohn' Unterlass diskutiert würde. Dies habe zu einem “Überangebot” bzw. zu einem “Meer an Quellen” (S. 9) geführt, die nach Clarks Auffassung zudem in ihrer Mehrzahl als problematisch einzustufen sind, da sie wenn schon nicht “apologetisch”, so doch “nicht frei von tendenziösen Auslassungen”, “zugeknöpft”, “lückenhaft” oder auch nur einfach “verlogen und absolut nichtssagend” (S. 9 ff.) seien — so sie denn überhaupt je produziert worden sind und/oder in der Zwischenzeit nicht vernichtet wurden.<sup>5</sup> Ferner beklagt Clark die Komplexität der Lage, die durch die Beteiligung von fünf bis sechs Haupt- und etlichen weiteren Nebenakteuren hervorgerufen wurde, sowie die Intransparenz der Entscheidungsprozesse, was dazu führe, dass kein Historiker je in der Lage sein würde, die zum Thema erschienene Literatur vollständig zu lesen — selbst wenn er alle entsprechenden Sprachen ausreichend beherrschen würde. Dieses Problem zu ‘lösen’, schickt Clark sich nun in einem ‘Geniestreich’ — wie weiland der vor dem Gordischen Knoten stehende mazedonische König Alexander — an, indem er zum primären Ziel seines Buches nicht mehr die Beantwortung der Frage nach dem “Warum”, sondern vielmehr nach dem “Wie” erklärt (vgl. S. 17) — schwuppdwupp, schon können “Imperialismus, Nationalismus, Rüstung, Bündnisse, Hochfinanz, Vorstellungen der nationalen Ehre, Mechanismen der Mobilisierung” (S. 17) und was oder wen man ansonsten noch als mögliche Übeltäter bzw. Schuldige aufs Tapet bringen könnte, ans sichere Ufer gerettet werden. Dort müssen sie bzw. diejenigen, die sie zu verantworten haben, nicht mehr fürchten, ins Visier des Forschers zu geraten und brauchen insofern auch nicht mehr um ihren ‘guten Ruf’ bangen.

Die Fokussierung seiner Geschichtserzählung auf “Könige, Kaiser, Außenminister, Botschafter, Militärs und eine Fülle kleinerer Beamter” (S. 17) wird von Clark in begrüßenswerter Weise bereits in seiner Einleitung offengelegt. Eine derartige Eingrenzung seiner Fragestellung bzw. seines Forschungskonzepts ist ohne Zweifel zulässig. Zulässig ist es dann aber auch, ihn mit der alten Brecht'schen Frage an die meist den Herrschenden verpflichteten Mitglieder der Historikerzunft, ob die Akteure denn nicht wenigstens einen Koch dabei gehabt hätten, zu konfrontieren und zudem den Verlag sowie denjenigen Claqueure Clarks wie etwa Cora Stephan und Karl Habsburg-Lothringen mit der Frage, warum sie Clark als einen ‘Weißwäscher’ in Bezug auf Art. 231

<sup>5</sup> In diesem Zusammenhang wird auf die Unterlagen des Chefs des serbischen Militärgeheimdienstes verwiesen. Dieser Offizier hatte die Gewohnheit besessen, seine Akten und Notizen in regelmäßigen Abständen der ‘reinigenden Kraft’ des Feuers zu überlassen (S. 12).

des Versailler Vertrags feiern, da dieser ja sich explizit nur mit der Klärung des objektiven Tatbestandes beschäftigen will, vor einer Klärung der ‘Schuldfrage’, also der Frage nach dem “Warum” zurückscheut.

Ein schwerer ‘Malus’ des Clarkschen Konzepts dürfte allerdings darin zu sehen sein, dass er es für opportun erachtet, die Julikrise von 1914 als “ein modernes Ereignis” (S. 17) zu verstehen. Hinter dieser an sich zunächst banal klingenden Formulierung verbirgt sich das Bemühen von Clark, die “Aktualität” der Krise von 1914 (S. 15) herauszuarbeiten. Er rechtfertigt mithin also den Perspektivenwechsel damit, dass ein Leser seines Buches in der 2. Dekade des 21. Jahrhunderts schließlich nicht nur mit Selbstmordattentätern und extraterritorialen Terrororganisationen, die einen Opfer-, Todes- und Rachekultur pflegen (vgl. S. 15), mehr oder weniger vertraut ist, sondern auch mit der “Tödlichkeit des Nationalismus auf dem Balkan” (S. 16). Hieraus wird geschlossen, dass es “seit Srebrenica und der Belagerung Sarajevos [...] schwerer [fällt], Serbien als reines Objekt oder Opfer der Großmachtpolitik zu sehen” (S. 16).

Clark verwarft sich zwar explizit dagegen, dass ihm unterstellt werden könnte, “mit aller Gewalt einen banalen Gegenwartsbezug herzustellen, der sich die Vergangenheit so zurechtbastelt, dass sie den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht” (S. 15), doch genau das ist es, was — neben dem Verzicht darauf, sich um eine Beantwortung der Frage nach dem “Warum” zu bemühen — an ihm kritisiert werden muss. Er betreibt nämlich keine wissenschaftliche Komparatistik, sondern meint, dass die Vertrautheit der Leser mit einem aktuellen Zustand bzw. die Kenntnis eines aktuellen Ereignisses und seiner Folgen einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Beurteilung einer historischen Epoche oder eines Geschehnisses hat — und genau hier liegt die Krux. Es ist absolut nicht nachzuvollziehen, warum man “aus der Sicht der heutigen Europäischen Union” denn “den zerfallenen Flickenteppich des habsburgischen Österreich-Ungarn tendenziell mit mehr Sympathie” (S. 16) betrachten sollte oder warum der Umstand, dass man zu den Zeitzeugen der Angriffe vom 11. September 2001 auf das Pentagon und die Zwillingstürme des World Trade Centers gehört, die Einordnung der Morde in Sarajevo vom 28. Juni 1914 (vgl. S. 16) auf *wissenschaftlicher* Basis beeinflussen sollte. Nicht bestritten werden soll, dass dies in einem Essay für den Feuilletonteil einer Zeitung durchaus vertreten werden kann — für ein historisches Werk mit dem Anspruch, eine bahnbrechende Leistung zu präsentieren, ist dies alles allerdings etwas dünn.

Obwohl sowohl der Ansatz der Untersuchung wie auch der “Perspektivenwechsel” auf die Ereignisse von 1914 an sich als kritikwürdig und nur als schwer nachvollziehbar einzustufen ist, ist es Clark gelungen, ein auch für Leser, die nicht zu dem Kreis der ‘Spezialisten’ des Themas zählen, interessantes und grundsätzlich gut lesbares Buch vorzulegen.

### Serbien und Österreich-Ungarn im Fokus

Im 1. Kapitel, dessen ‘Aufhänger’ die im Sommer 1903 erfolgte Abschachtung des serbischen Königs Alexan-

der, seiner Verwandten und etlicher Gefolgsleute durch Offiziere bildet,<sup>6</sup> widmet Clark sich unter der Überschrift "Serbische Schreckgespenster" der Geschichte Serbiens vor dem Jahre 1914. Ausführlich wird dabei auf die am 3.3.1911 gegründete "Schwarze Hand" eingegangen, aus deren Reihen die Attentäter von Sarajevo kamen. Dank des 'modernen Blicks' erfährt man, dass die Attentäter "aus jenem düsteren, jugendlichen Stoff gemacht [waren], der reich an Idealen, aber arm an Erfahrung ist und aus dem moderne terroristische Bewegungen in erster Linie ihren Nachwuchs rekrutieren" (S. 82). Ferner erhält man die Information, dass ein Mitglied dieser Gruppe sich nicht nur oft mit dem Gedanken an Selbstmord beschäftigt haben will, sondern auch, dass es unmittelbar nach Ankunft in Sarajevo seine Schritte zum Grab eines zu einer Kultfigur gewordenen "Selbstmordattentäters" (S. 83) lenkte. Über einen der anderen 'Verschwörer' wird mitgeteilt, dass er Muslim war (S. 88), wobei nicht ersichtlich ist, inwieweit dies auch nur im Entferntesten tat- oder motivationsrelevant gewesen sein sollte.<sup>7</sup>

Im folgenden Kapitel steht die nach ihren Niederlagen von Solferino und Königgrätz von Konflikten zwischen ihren 'Nationalitäten' und Zuständigkeitswirrwarr geschwächte Doppelmonarchie der Habsburger im Zentrum der Betrachtung, welche in der Überschrift als ein "Reich ohne Eigenschaften" (S. 100) charakterisiert wird. Dem Autor gelingt es dabei in lobenswerter Weise, die Verwerfungen aufzuzeigen, die zum einen aus den Spaltungen sich ideologisch nahestehender Richtungen (z. B. in deutsche und böhmische Sozialdemokraten), zum anderen aus einem die besitzenden Klassen begünstigenden Wahlsystem resultierten (S. 101 ff.). Diese Konflikte förderten bei etlichen Abgeordneten den Hang zum 'Filibustern', womit nicht nur die Arbeit des Parlaments lahmgelegt wurde, sondern dieses zudem noch dem allgemeinen Gespött preisgab (S. 103 f.). Inwieweit dieses Verhalten, von Clark als "Possen" bezeichnet, als eine maßgebliche Ursache für die antiparlamentarische Grunddisposition Hitlers, der etlichen Parlamentssitzungen auf der Galerie beigewohnt haben will (S. 104), anzusehen ist, mag dahingestellt bleiben. Warum Clark hierüber im Zusammenhang mit seinem Thema allerdings überhaupt informiert, erschließt sich dem Rezensenten nicht unmittelbar.

Nicht nachvollziehbar ist ferner, wie Clark darauf kommt, dass nach den Wahlen von 1907 "neun tschechische Nationalsozialisten" (S. 103) Abgeordnetenstatus gehabt hätten. Es mag sein, dass er damit die Angehörigen des "Böhmischen nationalsozialen Klubs" — also der Fraktion der tschechischen Nationalsozialen (Česká strana národně sociální)

6 Als Konsequenz dieses 'Palastmassakers' kam mit Peter I. ein Nachfahre des vom Hirten zum Führer eines antiosmanischen Aufstands im Jahre 1804 avancierten Kara Djordje Petrović an die Macht. Peter I. war damals der Mann an der Spitze der Karadjordjević-, 'Sippe', deren Angehörige traditionell geschworene Gegner des "Obrenović-Clans" waren, welchem der gemeuchelte König angehört hatte (S. 25 f.).

7 Es ist natürlich nicht auszuschließen, dass diese Mitteilung der 'modernen Werte' des Autors geschuldet ist.

meint. Diese Sozialdemokraten aber durch die Bezeichnung "Nationalsozialisten"<sup>8</sup> quasi zu tschechischen Faschisten zu kürten (gewöhnlich wird die Bezeichnung "Volksozialisten" gewählt), ist ebenso als gewagt zu bezeichnen wie die Behauptung, dass "mexikanische Rebellen" den ehemaligen Habsburger Erzherzog Ferdinand Maximilian in Queretaro [sic!] hingerichtet hätten (S. 109). Der Habsburger war als Marionette von Napoleon III. mit Hilfe französischer Bajonette als Maximilian I. von Mexiko zu einer Zeit inthronisiert worden, zu der Mexiko mit Benito Juárez einen verfassungsgemäß gewählten Präsidenten besaß — mithin wurde Maximilian also nicht durch Rebellen hingerichtet, sondern auf der Basis eines (Kriegs-) Gerichtsurteils als Usurpator exekutiert. Jenseits derartiger 'Feinheiten' scheint Clark allerdings ein ausgesprochenes Faible für die k. u. k. Monarchie und deren oberste Repräsentanten zu haben — so 'dunkel', 'schrecklich', 'anstrengend', wankelmütig und unberechenbar deren serbischen Pendants grundsätzlich gezeichnet werden,<sup>9</sup> so 'hell' und 'klar' strahlt bei ihm das Bild des "unerschütterlichen", "Schicksalsschläge mit stoischer Gelassenheit" ertragenden und grundsätzlich allgemeine "Popularität" genießenden Kaisers Franz Joseph (S. 109 f.). Zu Kronzeugen für das 'gute', für das "blühende und relativ gut verwaltete Reich" (S. 110) werden der Schriftsteller Robert Musil — mit einem Zitat aus dessen "Mann ohne Eigenschaften" — der Böhme František Palacky — mit einem Zitat vom April 1848 — und der im Habsburger Reich sicherlich nicht diskriminierte Fürst Karl Schwarzenberg aus einer der reichsten Großgrundbesitzerfamilien (über 170.000 ha) — mit einem Verweis auf eine Äußerung desselben aus dem Jahre 1891 — angerufen (S. 108 f.).

Nicht vorgeworfen werden kann Clark allerdings, dass er seinem grundsätzlichen Urteil widersprechende Umstände nicht zur Kenntnis nimmt — sei es, dass in Bosnien-Herzegowina noch 1914 "rund 90 000 bosnische Leibeigene" (S. 111) existierten, dass dort es eine "erschreckend hohe Zahl an Analphabeten" gab, oder sei es, dass der Militärgouverneur 1913 die bosnische Verfassung weitgehend außer Kraft setzte (S. 114) — mithin also in Clarks eigenen Worten "nicht alles eitel Sonnenschein" (S. 113) war. Gleichwohl wird dies von ihm nicht zum Anlass genommen, sein grundsätzlich positives Bild zu korrigieren, vielmehr spricht er im Zusammenhang mit Bosnien-Herzegowina vom "Sonderfall" (S. 111) und preist die Bemühungen der Verwaltung, dort dem Fortschritt eine Bresche zu schlagen, etwa indem man "Musterhöfe, auch einen Weinberg und eine Fischzucht" (S. 112) gründete.

Denjenigen, die seinen Standpunkt nicht teilen, wirft er vor, aus einer Ex-Post-Sicht zu argumentieren und präsentiert mit Edvard Beneš, Henry Wickham Steed (Korrespondent und späterer Chefredakteur der "Times"), Oszkár Jászi

8 Es handelt sich hierbei nicht um einen Fehler des Übersetzers, auf S. 67 seines Buches "The Sleepwalkers" spricht Clark ebenfalls von "Czech National Socialists".

9 Vgl. etwa S. 118 zu König Milan oder S. 138 zu dem einen getrockneten Teil der Brust der ermordeten Königin Draga in einem Koffer mit sich herumtragenden Offizier Vemić.

(einem ungarischen Gelehrten) sowie dem ungarischen Schriftsteller Mihály Babits Beispiele von Personen, die ihre Sichtweise jeweils im Nachhinein um nahezu 180° geändert hatten (S. 114 ff.).

Clarks Neigung, die ‘Schachzüge’ der russischen, serbischen und österreichischen Hauptkontrahenten ebenso wie die der ‘kleineren Raubtiere’ (S.117) primär anhand der (geheim-)diplomatischen Akteure und deren jeweiligen Instruktionen, Berichte und (Auto-)Biographien (insbesondere S. 122 ff.) darzustellen und dabei nahezu völlig die Analyse ökonomischer, ideologischer und (groß-)macht-politischer Aspekte beiseite zu lassen, ermöglicht es ihm, ‘Lug und Trug’ (S. 128), ‘unheilvollen Wahn’ (S. 131), ‘Ehrgeiz’ (S. 134) und ‘merkwürdige Episoden’ (S. 140 f.) zu einem — zugegeben nett beschriebenen — Netz zu verweben, in welchem sich die Handelnden nach und nach nahezu unrettbar verwickelten — insbesondere dann, wenn sie von privaten Nöten und Sorgen getrieben waren und von ihren ‘Schrullen’ beherrscht wurden.

Ein Paradebeispiel hierfür ist die eingehende Schilderung des Lebens und Wirkens des notorischen Kriegshetzers und Annexionisten Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf, seines offiziellen Zeichens österreichischer Generalstabschef seit dem Jahre 1906, privatim langjähriger Verehrer der Gattin des Wiener Unternehmers Hans von Reininghaus. Das Zerkennnisnehmen des Umstands, dass ein ‘Werbeanzeigen für Faltencremes’ (S. 148) ausschnippelnder Generalstabschef ein ‘Tagebuch meiner Leiden’ sein Eigen nannte, in welchem er bis zu sechzig Seiten lange Liebesbriefe an seine Angebetete, insgesamt über 3.000 an der Zahl, sammelte, die er nicht abzuschicken gewagt hatte, darf ebenso als ergötzlich gelten, wie der Umstand, dass sich der Unternehmer letztendlich doch von seinem Ehefrau Gina — und sechsfachen — Mutter seiner Kinder ‘widerstandslos [sic!] Hörner aufsetzen’ (S. 147) ließ, da er mit dem ‘Zugang zu lukrativen Militäraufträgen’ (S. 147) entschädigt wurde. Wenig überzeugend ist gleichwohl<sup>10</sup> davon zu phantasieren, dass hinter der notorischen Kriegstreiberei dieses Militärs lediglich der Wunsch stand, ‘Gina in seinen Besitz zu bringen’ (S. 147).

Auf ähnlichem Niveau bewegt sich Clark gegen Ende des ersten Teils seines Buches, wenn er den seit Februar 1912 amtierenden österreichischen Außenminister Berchtold als einen Kunst-, Literatur- und Pferdefreund (S. 156) präsentiert, der sich nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg im Jahre 1911 zehn Monate lang auf seinem Gut erholen musste, weil ihm ‘eine derartige Verschwendungssucht [wie in Russland kennengelernt, Anm. J. F.] schwer im Magen’ lag — als Beispiel wird der Besuch eines Balls im Januar 1910 angeführt, zu dem man die Blumendekoration mit einem Sonderzug von der französischen Riviera in die Stadt an der Newa gebracht hatte (S. 156).

Ganz spekulativ wird es dann aber im Zusammenhang mit den Überlegungen gegen Schluss des Kapitels, inwieweit etwaige Verwicklungen des Kurt von Hötzendorf in die

<sup>10</sup> Unter Berufung auf Holger Herwig, *The First World War. Germany and Austria-Hungary, 1914 — 1918*. London 1997, S. 10.

Oberst Redl-Affäre um Oberst Redl („ein extravaganter Homosexueller, dessen indiskrete und kostspielige Liaisons ihn“ lt. Clark “zu einem leichten Opfer für die Erpresser des russischen Nachrichtendienstes machten” [S. 163]) dafür verantwortlich gewesen sind, dass der Offizier auf Geheiß des an einer Vertuschung interessierten Vaters, also Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf Selbstmord beging (vgl. S. 162 ff.).

## Europa und die Welt — auf dem Weg in die Krise

Im zweiten Teil des Werk wird zunächst unter der Überschrift ‘Die Polarisierung Europas’ schwerpunktmäßig die Zeit von 1887 bis 1907 behandelt — schwerpunktmäßig deshalb, weil Clark sich nicht auf Europa beschränkt, sondern so ziemlich in allen Winkeln der Erde Affären, Krisen und Auseinandersetzungen aufspürt, die Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen den imperialistischen Mächten hatten. Auch scheut er sich nicht, in die Zeit vor 1887 zurückzugehen (vgl. bspw. S. 170) bzw. sich mit Entwicklungen zu beschäftigen, die nach 1907 stattfanden (vgl. bspw. S. 224). Er wählt diese Eckdaten, weil mit dem Abschluss des Rückversicherungsvertrags zwischen dem Deutschen Kaiserreich und Russland sich nicht zuletzt unter dem maßgeblichen Einfluss von Bismarck zwischen dem Dreibund einerseits und den über das Mittelmeerabkommen verknüpften Mächten andererseits ein ‘multipolares System, in dem sich vielfältige Kräfte und Interessen gegenseitig in einem fragilen Gleichgewicht ausbalancieren’ (S. 170), herausgebildet hatte. Ohne das seit 1907 existierende Bündnissystem (Entente Cordiale plus Britisch-russische Abkommen versus Dreibund) hätte für ihn ‘der Krieg nie in dieser Form ausbrechen können’ (S. 172). Insofern steht in diesem Kapitel die Frage im Mittelpunkt, wie sich dieser Wandel deuten lässt. Um dies zu klären, analysiert er nicht nur die grund- und gegensätzlichen Absichten und Ängste der Beteiligten während jener Zeit, sondern es werden auch die Ereignisse — vom Helgoland-Sansibar-Vertrag über die Fashoda- und Marokko-Krise, den Burenkrieg, den Boxeraufstand, den Bau der Bagdadbahn bis hin zur Krüger-Depesche etc. — jener Jahre in einen Zusammenhang mit dieser Entwicklung gestellt. Die Erstellung dieses ‘Gemäldes’ vom ‘Big Game’ auch jenseits des Hindukusch ist ihm zweifellos gelungen, doch ‘kippt’ dann das Ganze, wenn die Ersetzung von Hollmann durch Tirpitz und dessen Flottenbauprogramms im Zusammenhang mit dem Umstand gestellt wird, dass ‘in den Heften des jungen Wilhelm (...) unzählige Schlachtschiffe zu finden [sind]: liebevoll gezeichnete schwimmende Festungen, die vor mächtigen Kanonen nur so strotzen’ (S. 202) — Blohm & Voss sowie Konsorten scheinen dagegen nach Clarks Geschichtsbild so gar keinen Einfluss auf derartige Entscheidungen gehabt zu haben, zumindest tauchen weder sie noch ‘einschlägig interessierte Menschen’ wie etwa Adolph Woermann im Text noch in einer Fußnote oder auch nur im Anhang des Buches auf. Dafür scheint aber ubiquitär die ‘öffentliche Meinung’ eine ‘wichtige Rolle’ (ebenda) zu spielen, da ‘große Schiffe’ zum zentralen ‘Fetisch’ der Blätter erklärt werden, hinter

denen immer kluge Köpfe stecken sollen (S. 202).

Clark führt dann aus, dass das Flottenprogramm “in der Literatur zu den Ursprüngen des Ersten Weltkriegs eine dominierende Stellung” (S. 203) einnimmt. Er moniert allerdings, dass dies zwar “im Nachhinein” (S. 203) womöglich eine Erklärung darstellen könnte, erachtet es allerdings weder als einen empörenden noch als einen ungerechtfertigten Schritt (vgl. S. 204), der keinesfalls das Zusammenrücken von Großbritannien, Russland und Frankreich ausgelöst habe, da ihm angesichts seines Umfangs und der existierenden britischen Übermacht kein “hypnotisierenden Effekt auf britische Strategen” (S. 205) zugebilligt werden könne. Das deutsche Flottenprogramm habe schließlich keine unmittelbare Gefahr für Großbritannien dargestellt, was im Oktober 1906 so auch vom ständigen Staatssekretär im Foreign Office Charles Hardinge eingeräumt worden sei (S. 205). Gleichwohl gesteht er zu, dass der Flottenbau zur Unterstützung des seit Ende der 1890er Jahre im Deutschen Reich allgemein virulenten und insbesondere durch Bernhard von Bülow propagierten Projekts “Weltpolitik” diene, welches dem Reich einen Platz an der Sonne verschaffen sollte. Clark bezweifelt aber — nicht zuletzt bezugnehmend auf den relativ bescheidenen Umfang der kolonialen ‘Erzungenschaften’ nach 1897<sup>11</sup> — die Ernsthaftigkeit dieser Politik, indem er sie mit “manchen Historikern” — konkret verweist er dabei nur auf Hans-Ulrich Wehler — primär als für die innenpolitische Szene gemünzten ‘Theaterdonner’ charakterisiert (S. 207 f.). Im weiteren Verlauf des Kapitels werden zudem die Auswirkungen des russisch-japanischen Krieges, der Marokko-Krise von 1905/06, des deutschen “Wirtschaftswunders” (S. 224) sowie der Einfluss einer antideutschen Fraktion innerhalb des Foreign Office um den britischen Außenminister Edward Grey diskutiert. Clark kommt auf dieser Basis zu dem Schluss, dass damit “unter anderem die Entstehung der *Strukturen* [Hervorhebung im Original], innerhalb derer ein Kontinentalkrieg möglich wurde”, nicht aber “die konkreten Gründe [...], weshalb es zu diesem Konflikt kam”, erklärt werden können, weshalb es notwendig sei, zu untersuchen “inwiefern der Entscheidungsprozess die Ergebnisse prägte und wie das lose Netzwerk kontinentaler Bündnisse mit den Konflikten auf der Balkanhalbinsel verflochten wurde” (S. 227).

Zunächst befasst er sich deshalb im 4. Kapitel damit, die Rahmenbedingungen der Entscheidungsprozesse in den maßgeblichen Staaten herauszuarbeiten. Zur Wahl seines diesbezüglichen ‘Aufhängers’ ist Clark vorbehaltlos zu gratulieren: Eine Karikatur Henri Meyers von 1898 aus “Le Petit Journal”, die “Das Gerangel um China” (S. 229) in personifizierter Form darstellt. Wenn er im Anschluss daran aber in Abgrenzung zu dem bildlich dargestellten Verteilungskonflikt zwischen den Hauptakteuren Kaiser, Zar und Queen vorträgt, dass in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg “die Politik [...] nicht das Vorrecht einzelner souveräner Personen” (S. 228) war, so ist fraglich, ob er mit dieser Feststellung auch nur einen gebildeten Laien

11 Das Kaiserreich ‘erwarb’ lediglich die Marianen, die Karolineninseln, einen Teil Samoas und als ‘chinesische Beute’ Kiaotschou.

überraschen kann — einem Historiker erscheint dieses Statement jedenfalls als eine Binsenweisheit — und Clark dürfte sich dessen auch bewusst sein. Warum er gleichwohl auf die explizite Feststellung Wert legt, ergibt sich daraus, dass damit die Spitzen der nationalen Politik vorab exkulpiert werden, denn wenn sie nicht über das ‘Privileg’ verfügen, souverän ihren Willen durchsetzen zu können, dann kann sie ja auch kein Schuldvorwurf hinsichtlich des Ergebnisses ihres Handelns treffen. Wenn es nun aber keine ‘Heldentenöre’ im “Big Game” gibt, wer trägt dann die Verantwortung? Personen scheinen es bei Clark in erster Linie jedenfalls nicht zu sein, vielmehr sind es die “Entscheidungsprozesse”, auf welche “Koalitionen verschiedener Gruppierungen, funktionelle Störungen innerhalb der Regierung, wirtschaftliche oder finanzielle Zwänge und die schwer fassbare Chemie der öffentlichen Meinung allesamt einen ständig wechselnden Druck” (S. 230) ausüben. Zwar ist es sicherlich nicht von der Hand zu weisen, dass eine Vielzahl von Einflussfaktoren beim Zustandekommen politischer Entscheidungen eine Rolle spielen. Gleichwohl ist das von Clark aufgebotene *ungewichtete* (Hervorhebung J.F.) Sammelsurium von Faktoren, die “die Entscheidungsprozesse” unter Druck setzen, nahezu mit der Feststellung, ‘dass alles immer irgendwie mit allem zusammenhängt’, gleichzusetzen und es so auch nicht nur niemanden, sondern auch nichts gibt, was für ein Ergebnis der ominösen “Entscheidungsprozesse” wirklich verantwortlich gemacht werden kann.

Nach diesem ‘Aufgalopp’ widmet sich Clark den wenigstens formal mehr oder weniger souveränen Entscheidungsträgern, also den gekrönten Häuptern als “Symbolfiguren wie politische Akteure” (S. 231), deren (verwandtschaftlichen) Verflechtungen untereinander und ihrer Rolle primär in der Außenpolitik. Dabei erfährt man, dass lt. Clark die bei Eduard VII. konstatierte “dezidierte Feindseligkeit gegen Deutschland” darauf zurückzuführen sei, dass Eduard sich einerseits damit gegen seine Mutter Queen Victoria auflehnt, andererseits seine Antipathie auf der “Angst und Abscheu” gegenüber seinem (deutschen) Erzieher Baron Stockmar basierte (S. 234). Nikolaus II. wird wiederum eine extreme Schüchternheit attestiert und einer seiner Lehrer zitiert, der sich über die mangelnde Aufmerksamkeit seines Eleven mit den Worten beschwert haben soll: “Ich konnte lediglich beobachten, dass er beim Bohren in der Nase völlig die Umgebung vergaß” (S. 236). Von Wilhelm II. wird berichtet, dass er den Anspruch erhob, die Außenpolitik autonom zu gestalten, sich dabei allerdings von extremen Stimmungsschwankungen beeinflussen ließ, so dass er temporär ans Absurde grenzende Projekte vorschlug wie etwa die Verlegung eines Armeekorps nach Kalifornien zur Abwehr einer möglichen japanischen Invasion, die Gründung von “Neudeutschland” in Brasilien oder die Besetzung von Puerto Rico (S. 239 ff.).<sup>12</sup>

12 In diesem Zusammenhang amüsant zu lesen ist auch die Begründung für die Weigerung eines Diplomaten, einen Brief des Kaisers an Präsident Roosevelt weiterzuleiten, da jener “in einem Tone geschrieben war, wie ihn ein verliebter Tertianer an eine Nähmamsell schreibt” (S. 244). Leider verweist dabei Clark nur auf Bd. III, S. 543 des von John C. G. Röhl verfassten Werks “Wilhelm II.” ohne die konkrete Quelle bzw.

Insofern verwundert nicht, dass Clark zu dem Schluss kommt, dass die Monarchen “letztlich geringen Einfluss auf die tatsächlichen politischen Ergebnisse” hatten (S. 246). Insofern ergibt sich daraus die logische Schlussfolgerung, dass in einem nächsten Schritt untersucht wird, wer denn nun tatsächlich in St. Petersburg, Paris, Berlin etc. regiert. Dies gibt dem Autor die Gelegenheit, die Rolle der jeweiligen Außenminister (bzw. ihrer Ministerien) unter die Lupe zu nehmen. Die 2. Marokkokrise von 1911 dient ihm dabei als ‘Paradebeispiel’ (S. 248 ff.). Er kommt dabei zu dem Schluss, dass die Ministerien bzw. ihre Spitze häufig widersprüchliche Signale von sich gaben, die zudem nicht selten fehlinterpretiert wurden, so dass es nahezu natürlich war, dass die ‘Big Players’ sich in einer dauerhaften Ungewissheit über die jeweils ‘wahren’ Intentionen der anderen Beteiligten befanden und es ihnen schwer fiel, zwischen Lippenbekenntnis, diplomatischer Finte, Bluff und ernstzunehmender Warnung unterscheiden zu können.

Im Anschluss daran wird untersucht, inwieweit das Urteil des US-amerikanischen Gesandten Oberst Edward House aus dem Mai 1914, wonach in Europa “der völlig toll gewordene Militarismus” (S. 284) herrsche und die damit im Einklang stehende Einschätzung mancher Historiker<sup>13</sup>, die Generäle hätten die politische Macht usurpiert, seine Richtigkeit hat. Zwar gesteht er im Ergebnis zu, dass durch das Wehrgesetz vom 3.7.1913 die Militärausgaben des Deutschen Reiches exorbitant gesteigert wurden und in allen Lagern kriegerische Falken und pazifistische Tauben existierten, lehnt aber die These vom ubiquitären, toll gewordenen Militarismus ab. Vielmehr sieht er das eigentliche Problem darin, dass die Kommunikation zwischen den Regierungen durch “falsche Wahrnehmungen und falsche Darstellungen” (S. 298) beeinflusst wurde.

Die das 4. Kapitel abschließende Studie zur Presse und zur öffentlichen Meinung unter der an einer Äußerung von Bülow anknüpfenden Fragestellung, inwieweit der Krieg von 1914 ff. letztendlich diesen ‘zu verdanken’ ist, zeigt zum einen das Aufkommen und Wachstum einer ‘Massenpresse’ in jenen Jahren auf, zum anderen die Bemühungen der Regierungen, durch verschiedene Maßnahmen — von der Errichtung von ‘Presseämtern’ bis hin zu umfangreichen Finanzierungen inländischer wie auch ausländischer Blätter — auf die Linie derselben Einfluss zu nehmen (S. 298 ff.). Im Ergebnis ist Clark allerdings nicht davon überzeugt, dass “die europäische Presse in den Jahren vor 1914 immer kriegerischer wurde” (S. 311) und verweist dabei auf die ab 1912 eintretende “Ruhephase” im britisch-deutschen Pressekrieg, konzediert allerdings, dass die positive Darstellung militärischer Konflikte allgemein<sup>14</sup> verbreitet war.

den Autor zu benennen.

13 Welche seiner Kollegen konkret damit gemeint sind, wird allerdings von Clark leider nicht ausgeführt.

14 In diesem Zusammenhang führt er unter Zitierung von Zara Steiner aus, dass “selbst die 1908 gegründete Pfadfinder-Bewegung [...] eine ‘starke militärische Note’” (S. 313) besaß. Verwunderlich ist allerdings angesichts der Biographie des Begründers der Pfadfinder Baden-Powell, der nicht nur “Jeden Tag eine gute Tat” forderte, sondern im Rahmen seiner

In diesem Abschnitt gelingt es dem Autor, die vielfältigen Komponenten darzustellen, die bei einzelnen Entscheidungen zum Tragen kamen. So kann zwar zum einen das französische Wehrgesetz von 1913 durchaus so interpretiert werden, dass seine Verabschiedung als ein Resultat der Abwendung der veröffentlichten und öffentlichen Meinung vom ‘Antimilitarismus’ in der Folge der Dreyfus-Affäre anzusehen ist, zum anderen aber auch der Umstand nicht vergessen werden darf, dass “radikale Abgeordnete dieses Gesetz zum Teil deswegen unterstützten, weil es zum ersten Mal durch eine progressive Vermögenssteuer finanziert werden sollte” (S. 314).

Dieser Abschnitt des 4. Kapitels ist nahezu durchgängig als gelungen zu charakterisieren, was von dem mit der Überschrift “Die Fluidität der Macht” versehenen Resümee allerdings nicht gesagt werden kann. Für Clark ist die Wirklichkeit der Jahre 1903 bis 1914 extrem komplex, voll von widersprüchlichen Signalen, Unsicherheiten und Schwankungen der nationalen und internationalen Politik, so dass es nicht nur den heutigen Historikern, “sondern zuallererst den damaligen Politikern schwer [gemacht wurde], das internationale Umfeld zu deuten” (S. 316). Er gesteht zwar zu, dass dies auch für andere Krisen gelten mag und verweist dabei auf eine Studie von Andrew Preston zum Eintritt der USA in den Vietnamkrieg, der zufolge dieser eigentlich sowohl ohne den Willen der Präsidenten als auch gegen den des State Departements lediglich aufgrund des Agierens des Nationalen Sicherheitsrates erfolgte. Gleichwohl könne diese Situation hinsichtlich ihrer Problemlage nicht mit der von 1914 gleichgesetzt werden. Seiner Auffassung nach liegt dies daran, dass die sowieso schon unübersichtliche und verworrene (Gesamt-) Lage noch dadurch verkompliziert wurde, dass jeder Exekutive eine “Fluidität der Macht” eigen war, so dass dies letztendlich dafür verantwortlich war, dass “wenn Falken das Aussenden von Signalen auf beiden Seiten einer konflikträchtigen Interaktion dominierten [...] es zu einer raschen und unberechenbaren Eskalation kommen [konnte]” (S. 317).

Leider lässt es Clark dabei bewenden. Er verzichtet in seinen Betrachtungen nahezu<sup>15</sup> völlig darauf, Gruppierungen bzw. Koalitionen derselben, die zwar nicht von wirtschaftlichen Zwängen getrieben wurden, sondern freiwillig wirtschaftliche Interessen und Profitgier zu ihrem Leitstern erwählten hatten, überhaupt zu berücksichtigen. Unter Berücksichtigung des Umstandes, dass er auch im Zusammenhang mit dem Krieg der USA in Vietnam nicht auf die Interessen des militärisch-industriellen Komplexes — vulgo die von McDonnell Douglas, General Dynamics, Lockheed Martin, Boeing & Co. — eingeht bzw. diesbezügliche Studien berücksichtigt, sondern dieser Komplex völlig ausgeblendet wird (vgl. S. 316), scheint seine Neigung zur

‘Strafexpedition’ gegen die Ashantis sowohl das Gold des Königs Prempeh mitgehen als auch noch Kumasi in Flammen aufgehen ließ, dass Clark sich darüber zu wundern scheint.

15 Eine gewisse Ausnahme stellt der Fall des Osmanischen Reiches dar. Hier erwähnt er wenigstens den Einfluss französischer Investitionen einerseits und den Eisenbahnbau durch deutsches Kapital andererseits (S. 329 bzw. S. 341 sowie S. 435 ff.).

Verdrängung bzw. zum Ignorieren dessen, was den Vertretern des Kapitals jeweils opportun erscheint, mithin System zu haben und sich nicht nur auf die Zeit vor 1914 zu beschränken. Insofern kann man ihm mit aller Berechtigung vorwerfen, die klassische Frage des Konsuls Lucius Cassius Longinus Ravilla nach dem "Cui bono" nur völlig unzureichend in seine Untersuchung mit einbezogen zu haben.

### Die Krise spitzt sich zu — die unmittelbare Vorkriegszeit

Das folgende Kapitel unter der Überschrift "Verwicklungen auf dem Balkan" wird nicht mit der Beschießung osmanischer Stellungen durch Montenegro am 8.10.1912 eingeleitet, sondern mit der Schilderung von italienischen "Luftschlägen" (S. 319) auf Libyen. Zwar mag der Ausdruck "Luftschläge" angesichts der (Luftwaffen-) technischen Möglichkeiten Italiens zum damaligen Zeitpunkt etwas 'marktschreierisch' erscheinen, gleichwohl gelingt es Clark gut, die Auswirkungen des Einsatzes von Hightech-Waffen vom Suchscheinwerfer über den Eindecker bis hin zum Luftschiff im Rahmen des italienischen Eroberungskrieges in Nordafrika darzustellen (S. 320 ff.). Ebenso überzeugt seine These, dass die im Frieden von Lausanne vom 18.10.1912 schließlich besiegelte Niederlage des osmanischen Reiches den Startschuss für einen 'Run' auf die Aufteilung osmanischer Gebiete westlich des Bosphorus unter den im Balkanbund zusammengeschlossenen Staaten im 1. Balkankrieg darstellte. Die Zerstrittenheit dieser Koalition jenseits des sie einigenden Bandes gegen Konstantinopel, die schließlich wenig später zum 2. Balkankrieg führen sollte, dessen großer Verlierer dann das eben noch siegreiche Bulgarien wurde, wird insbesondere durch den 'Wettstreit' um die Einnahme (Thes-) Salonikis illustriert: Der Kommandant der Stadt soll das bulgarische Angebot günstigerer Kapitulationsbedingungen (im Vergleich zu den vom griechischen Heer gestellten) mit den Worten beantwortet haben: "Ich habe nur ein Thessaloniki, das ich bereits übergeben habe." (S. 333).

In den sich anschließenden Abschnitten (S. 338 ff.), die insbesondere der russischen (Außen-)Politik hauptsächlich in der Zeit nach der Ermordung Stolypins im Jahre 1911 gewidmet sind, arbeitet Clark einmal mehr an der Illustration seiner Kernthese, wonach ein maßgebliches Kennzeichen der in der Vorkriegszeit betriebenen Politik darin zu sehen sei, dass keine kohärente zentrale Kontrolle und Koordination vorhanden war und verschiedene (Unter-)Einheiten in der Diplomatie wie auch in den Ministerien miteinander nicht vereinbaren Linien folgten. Dies habe zum einen widersprüchliche und schwer zu interpretierende Signale, zum anderen aber auch hektische, mitunter mehrfache Kurswechsel zur Folge gehabt.<sup>16</sup> Der Umstand, dass Russland bei seinen diversen Sprüngen schließlich an der

16 So stärkte etwa der russische Gesandte Hartwig in Belgrad der serbischen Sache zunächst insbesondere gegen Konstantinopel, später dann gegen Sofia den Rücken, während man sich gleichzeitig in St. Petersburg um einen Ausgleich mit den Osmanen bemühte.

Seite Serbiens landete, ist für Clark also eher ein zufälliges und keinesfalls unvermeidliches Ergebnis (S. 364), womit er sich vor allem gegen die These stellt, dies sei als ein Ergebnis der im Lande immer populärer werdenden panslawistischen Doktrin anzusehen — eine Auffassung, die angesichts des schließlich auch von 'slawischen Brüdern' bevölkerten Bulgariens nicht von der Hand zu weisen ist.

Was Österreich anbelangt, so stand dieses mehr oder weniger nach den Balkankriegen vor dem Scherbenhaufen seiner bisherigen Politik (S. 367 ff.): Eine Neuausrichtung wurde dadurch erschwert, dass auf serbischer Seite "eine verschlagene, an Milde grenzende Höflichkeit [...] eine Politik sorgsam dosierter Provokationen und Verweigerung" (S. 374) zu verschleiern suchte. Clark macht dies dafür verantwortlich, dass in Österreich das "Axiom, dass Serbien letztlich nur die Sprache der Gewalt verstehe, [...] an Bedeutung [gewann]" (S. 375). Dabei wird insbesondere auf das serbische (und montenegrinische) Verhalten in der Frage des vereinbarten Abzugs aus dem albanischen Gebiet Bezug genommen. Parallel dazu sah man sich in Wien in die Rolle eines — neben dem Osmanischen Reich — zweiten kranken Mannes hineinwachsen, der sich angesichts der langsamen Aufgabe des bisherigen "kontinentalen, geopolitischen Ökosystems" (S. 375) weder seiner Daseinsberechtigung noch seiner Verbündeten<sup>17</sup> sicher sein konnte. Die Folgen zeigten sich in einer oft wankelmütigen Haltung, die mit einer zunehmenden verbalen Militanz<sup>18</sup> einerseits und einer wachsenden militärisch/ökonomischen Schwäche andererseits einherging.

Der Schluss des Kapitels ist Frankreich gewidmet. Clark legt auf der Basis der 1893/94 mit Russland abgeschlossenen Militärkonvention, ihrer partiellen Abänderungen und der darauf aufbauenden (Neu-) Interpretation des casus foederis überzeugend dar, dass erst ab 1912 Frankreich Russland gegenüber die Verpflichtung einging, es auch bei einer vom Balkan ausgehenden Krise lediglich regionaler Dimension vorbehaltlos zu unterstützen. Die Verantwortung für diese Kehrtwendung schreibt er primär dem vom Ministerpräsidenten und Außenminister Anfang 1913 zum Präsidenten avancierten Poincaré<sup>19</sup> zu. Zur Umsetzung der

17 Siehe in diesem Zusammenhang vor allem die Beschreibung des wankelmütigen Verhaltens der maßgeblichen Repräsentanten des Deutschen Reiches (S. 375 ff.).

18 Ein Paradebeispiel dafür stellt die Rückberufung des notorischen Kriegstreibers Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf zum Chef des Generalstabs Ende 1912 dar.

19 Die Beweggründe werden dabei in Zusammenhang mit dem "Misstrauen gegen die Deutschen" (S. 383) gestellt, das maßgeblich auf die "Vertreibung" seiner Familie und die dreijährige Besetzung seiner lothringischen Heimatstadt durch die Deutschen nach 1870/71 zurückgeführt wird. Mit 'Vertreibung' meint Clark wohl, dass die Familie zum Kreis der 'Optanten' gehörte, die nach der Annexion Lothringens nicht nur die französische Staatsbürgerschaft behalten, sondern auch nicht unter den Deutschen leben wollten — Vertreibungen in dem Sinne, dass diese Gruppe zwangsweise in das nichtannektierte Frankreich ausgewiesen worden wäre, kamen damals eigentlich nicht vor — gleichwohl 'klingt' ein solches Schlagwort natürlich besser und ist nicht untypisch für manch schlagwortartige Darstellung der Geschichte durch Clark.

neuen Politik trug ferner der Mitte 1911 das Amt des Generalstabschefs übernehmende Joseph Joffre bei, der die Wende von einer hauptsächlich defensiven Strategie im Gefolge der Dreyfus-Affäre zu einer dem Motto „Angriff ist die beste Verteidigung“ verpflichteten Planung<sup>20</sup> innerhalb des französischen Militärs und partiell auch beim russischen Generalstab durchsetzte.<sup>21</sup>

### Chancen für eine unkriegerische Krisenlösung?

Bevor schließlich im 3. und letzten Teil des Buches ‚die Schüsse fallen‘, werden — die Worte eines Mitarbeiters des Foreign Office aus dem Mai 1914, wonach er noch nie so ruhige Gewässer wie in der letzten Zeit erlebt habe, als Aufhänger nehmend<sup>22</sup> — noch die Jahre 1912 bis 1914 daraufhin unter die Lupe genommen, welche Chancen bestanden, dass ein Kriegsausbruch hätte verhindert werden können, bzw. welche Wechselwirkung zwischen auf Entspannung einerseits bzw. auf Krieg andererseits abzielenden Prozessen bestand.

In diesem Zusammenhang werden bspw. die die Möglichkeit eines deutsch-britischen Flottenabkommens auslotende Reise des Kriegsministers Haldane nach Berlin im Februar 1912 (S. 413 ff.), das Treffen von Zar und Kaiser<sup>23</sup> im Juli 1912 (S. 408 ff.) und die Botschafterkonferenz vom Dezember 1912 bis Juli 1913 über die sich aus dem 1. Balkankrieg ergebenden Problemstellungen (S. 416 f.) nebst ihrer Ergebnisse und Auswirkungen besprochen, ferner das Verhältnis zwischen St. Petersburg und London einerseits (S. 418 ff.) und die Diskussionen um einen möglichst bald zu führenden (Präventiv-) Krieg in Berlin andererseits behandelt (S. 423 ff.). Clark sucht den Leser dabei von seiner Auffassung zu überzeugen, dass es — entgegen der Auffassung von Röhl und Fischer, die er als Vertreter einer „Minderheit“ unter den Historikern vorstellt (vgl. insbesondere S. 427 f. und Fn. 53 ff. zu Kap. 6) — keine ernstzunehmenden Kriegsabsichten von deutscher Seite gegeben habe. Er gesteht zwar zu, dass „an der Aggressivität der militärischen Ratschläge, die auf dem Kriegsrat [am 8.12.1912] vorgebracht wurden, [...] kein Zweifel bestehen [kann]“ (S. 428), tut sie aber

20 So z. B. die Planung eines Angriffs über das Elsass, u. U. auch eines Präventivschlags unter Verletzung der belgischen Neutralität, ferner der Einsatz eines britischen Expeditionscorps und Maßnahmen zur Beschleunigung eines russischen Aufmarsches.

21 Die Verlängerung der französischen Militärdienstzeit auf drei Jahre und französische Kredite für den Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes mit dem Ziel, im Kriegsfall Truppen möglichst schnell in Richtung der deutschen Grenze verlagern zu können, sind materiell fassbare Belege für diese Neuausrichtung.

22 Allerdings wird dieser nach der Monographie „The Foreign Office and Foreign Policy, 1898 — 1914“ (Cambridge 1969) von Steiner zitiert — ohne den Zusammenhang genauer zu benennen.

23 In ergötzlicher Weise wird in diesem Zusammenhang geschildert, wie dieser sich ausführlich gegenüber dem Außenminister Sazonow beklagt, dass ihn seine Eltern nie geliebt hätten, und den Ministerpräsidenten Kokowzow vergeblich für die Gründung eines paneuropäischen Öltrusts als Konkurrenz zu Standard Oil zu gewinnen sucht.

als folgenloses Wortgeklingel (vgl. S. 428) und — was Wilhelm II. anbelangt — als Ausdruck seiner Neigung zu „spontanen Ausbrüchen mit markigen Sprüchen“ (S. 433) ab, wobei er darauf verweist, dass „die zivile Führung [...] vor 1914 niemals die Argumente für einen Präventivkrieg als Plattform für ihre Politik“ (S. 433) übernommen habe.

An dieser zentralen Stelle seiner Argumentation — die lediglich abgemildert wird durch die eine Art Kollektivschuld aller Beteiligten suggerierende Feststellung, dass „wir die Argumente für einen Präventivschlag [nicht] als völlig unbedeutend für die Aktionen der deutschen *oder anderer* (Hervorhebung J.F.) Entscheidungsträger verwerfen dürfen [...], da die Präventivkriegslogik [...] heimlich einen wichtigen Druck auf die Denkweise der Hauptakteure [also nicht nur der deutschen!, Anm. J.F.] in der Krise vom Sommer 1914“ (S. 434) ausgeübt habe — macht es sich Clark eindeutig zu einfach. Mag sein, dass er dabei einfach der Verschleiерungs-bemühungen des zivilen Führers Bethmann-Hollwegs ‚auf den Leim‘ gegangen ist, der nicht zuletzt mit ‚Rücksicht‘ auf den ‚Unsicherheitsfaktor‘ Sozialdemokratie stets darauf bedacht war, keinesfalls den Anschein zu erwecken, dass das Kaiserreich nach Mittel und Wegen suchte, sich in aggressiver Weise ‚einen Platz an der Sonne‘ zu erkämpfen, sondern dass es sich nur gegen den russischen ‚Bären‘ verteidigen wolle und müsse. Die von Clark betonten Differenzen innerhalb des kleinen Zirkels um den Kaiser und seiner Generäle sowie der führenden Zivilisten sind nicht von der Hand zu weisen, sie gingen aber nicht soweit, dass man sich über das Ziel nicht einig gewesen wäre. Röhl hat insoweit die passende Antwort auf die zentrale These in dem „bahnbrechenden neuen Werk“ (Verlagswerbung) Clarks gegeben, wenn er feststellt „In Berlin, only a handful of men were party to the reckless, cack-handed conspiracy which brought about the global catastrophe of 1914. Whatever the differences between them, they were united in the conviction that the future rightfully belonged to Germany and that the actual status of the Reich as a second-rate continental power, as Tirpitz put it, was undignified and unacceptable in the longer term. The only German leader to try to avert the disaster was the ambassador in London, Prince Karl Max von Lichnowsky, but his efforts were foiled by his superiors, whom he later called ‘gangsters’.“<sup>24</sup>

Verdienstvoll ist dagegen der Abschnitt über das Thema „Deutsche am Bosphorus“ (S. 434 ff.), in welchem nicht nur (ausnahmsweise) über ökonomische Aspekte der Aktivitäten im Osmanischen Reich informiert, sondern vor allem die Auswirkungen der Entsendung der Militärmission unter Generalleutnant Otto Liman im Dezember 1913 untersucht wird. Clark arbeitet dabei überzeugend heraus, dass diese Aktion, die üblicherweise in den Abhandlungen über die Vorkriegszeit — wenn überhaupt — eher stiefmütterlich behandelt wird, von russischer Seite als eine Bedrohung

24 John C. G. Röhl: How Germany planned the First World War. In: Süddeutsche Zeitung International v. 5.3.2014, <http://international.sueddeutsche.de/post/78634996357/how-germany-planned-the-first-world-war> (letzter Zugriff 27.3.2014).

vitaler Interessen angesehen wurde. Man befürchtete, dass die Militärmission letztendlich dazu führen würde, dass die Passage zum Schwarzen Meer damit direkt oder indirekt unter deutsche Kontrolle geraten könnte, was wiederum dazu beitrug, dass der Balkan zum Katalysator in dem Konflikt zwischen den Großmächten avancierte (S. 452 ff.), so dass schließlich zwischen Österreich und Serbien ein „geopolitischer Zündmechanismus“ (S. 454) installiert wurde. Interessant — und auf der Basis seiner Grundthese, wonach keine der Großmächte einen Angriffskrieg plante, konsequent — sind ferner die u. a. an John H. Herz anknüpfenden Erwägungen zum so genannten „Sicherheitsdilemma“ (S. 457 ff.), welches sich daraus ergibt, dass jeder der Beteiligten die eigenen Maßnahmen als rein defensiv betrachtet (und weiß, dass sie es sind), dem jeweiligen Gegner aber ausschließlich „aggressive Absichten“ (S. 457) zuschreibt (und keine andere Möglichkeit in Betracht zieht), so dass gerade „die Schritte, die ein Staat unternimmt, um seine Sicherheit zu vergrößern, ‘die anderen unsicherer machen und zwingen, sich auf das Schlimmste vorzubereiten.’“ (S. 457).

Bevor er schließlich ein Restimee seiner Überlegungen mit der Frage danach, wie „offen“ die Zukunft denn damals eigentlich war, zieht (S. 467 ff.), kommt er — unter Einbeziehung der Ergebnisse der historischen Geschlechterforschung sowie unter Verweis auf ein Zitat von Rosa Mayreder<sup>25</sup> aus dem Jahre 1905 — auf einen, das Konfliktpotenzial mutmaßlich erhöhenden Faktor zu sprechen: die Krise der Männlichkeit (S. 464 ff.). Die Ablösung einer ‘üppigen Form patriarchaler Identität’ in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende durch eine ‘schmalere, härtere und abstinentere Variante’ in Verbindung mit einer aufkommenden Konkurrenz zu Männern, die bislang — aber nicht mehr länger — standesgemäß sich in einer unabänderlich untergeordneten Position befunden hatten, führte zum Akzentuieren eines Forschheit und Unbeugsamkeit fordernden Verhaltenscodexes, der „anstelle der Geschmeidigkeit, taktischen Flexibilität und Raffinesse einer früheren Generation von Staatsmännern (Bismarck, Cavour, Salisbury)“ (S. 467) trat. Dies zu belegen wird nicht nur durch eine Reihe von zeitgenössischen Zitaten zur ‘Mannhaftigkeit’ versucht (vgl. S. 465), sondern auch auf die möglicherweise aus Rollenstress resultierenden “Stimmungsschwankungen, Besessenheit, nervliche Anspannung, Unentschlossenheit, psychosomatische Krankheit und Eskapismus” (S. 466) verwiesen. Wohl wissend, dass posthume Diagnosen schwerlich vorgenommen werden können, begnügt sich Clark damit, in diesem Zusammenhang lediglich auf Fälle wie den von Conrad von Hötzendorf (s. o.) oder auch Berchtold zu verweisen und die Symptome der Leiden anhand von zeitgenössischen Berichten oder Tagebucheintragungen aufzuzeigen (S. 467).

Was die Frage nach der ‘Offenheit’ des historischen Ablaufs anbelangt, ‘polemisiert’ er gegen die Betrachtung der Zeit durch “die Brille der folgenden Ereignisse” (S. 468). Unter Berufung auf Georg Jellinek vertritt er die Auffas-

25 Sie wird als “Feministin” bezeichnet — Frauenrechtlerin wäre wohl der treffendere Ausdruck, da sie sich als bürgerlich gesinnte Frau von sozialdemokratischen oder gar ‘revolutionären’ Bewegungen stets ferngehalten hatte.

sung, dass dies dazu verleite (kraft der normativen Kraft des Faktischen) zum Ergebnis zu gelangen, dass der Krieg unvermeidlich gewesen sei. Diese Tendenz würde nicht nur die Sichtweise der damaligen Akteure, die in deren nachgelassenen Zeugnissen zum Ausdruck kommt, prägen, sondern auch die Literatur der letzten hundert Jahre, in welcher man sich mit der Suche nach den Kriegsursachen beschäftigt. Seiner Auffassung nach ist es — ohne den expliziten Willen einer der europäischen Großmächte — durch den Umstand zum Kriegsausbruch gekommen, dass im Vorfeld ein “Auslöser” (S. 470) bzw. ein “geopolitischer Zündmechanismus” (S. 454) an der serbisch-österreichischen Grenze installiert wurde, der dann ausgerechnet zu einem ungünstigen Zeitpunkt, zu welchem er quasi noch ‘scharf’ war, nämlich im Juni 1914 durch die Schüsse von Sarajevo betätigt werden konnte.

### Die Schüsse in Sarajevo

Um ebendiese dreht sich das den dritten Teil des Buches einleitende Kapitel, in welchem zunächst detailliert der Verlauf des 28. Juni — nicht nur der Hochzeitstag des erzherrzoglichen Paares, sondern auch der Tag des hl. Veits, mithin also Jahrestag der Schlacht auf dem Amselfeld, in welcher 1389 ein Heer unter Sultan Murad I einem christlichen Heer aus Serben (unter Führung des — ebenso wie Murad I. — in der Schlacht gefallenen Lazar Hrebeljanović) und Bosniern gegenübergestanden hatte und in deren Folge die Osmanen sich für Jahrhunderte die Oberhoheit über weite Gebiete des Balkans sichern konnten — dargelegt wird (S. 475 ff.).<sup>26</sup> Im Anschluss daran wird eine bunte Mischung von Schilderungen des Momentes der Übermittlung der Nachricht vom Tode Franz Ferdinands präsentiert — darunter die von Stefan Zweig, Rosa Mayreder und Arthur Schnitzler. Interessant in diesem Zusammenhang ist ferner die Überlegung, dass die Ereignisse in aller Regel nicht unter dem Namen des Opfers (wie bspw. im Falle von John F. Kennedy) subsumiert werden, sondern unter dem des Tatortes, was damit erklärt wird, dass der Erzherzog wahrlich “kein Publikumsliebhaber” (S. 489) war und die Tat insofern auch für diejenigen, die sie weder mit offener noch mit klammheimlicher Freude zur Kenntnis nahmen, eher “eine politische als eine emotionale Bedeutung” (S. 491) hatte. In dem den polizeilichen Ermittlungen gewidmeten Abschnitt wird herausgearbeitet, dass zwar bereits unmittelbar nach der Tat (als also noch gar keine konkreten Erkenntnisse vorlagen) von einem ‘serbischen Background’ ausgegangen wurde, der Nachweis einer Verbindung zu Serbien, insbesondere einer solchen zu ‘offiziellen’ Stellen schwer fiel, so dass von

26 Diese Schilderung berücksichtigt auch die Fehlschläge des Tages: Im ersten Anlauf explodierte die Bombe lediglich unter einem Auto im Gefolge des Thronfolgers, der Suizidversuch des Täters scheiterte zunächst an der schlechten Qualität des von ihm eingenommenen Giftes und dann am zu niedrigen Wasserstand der Miljačka, in welcher er sich in seiner Not geworfen hatte. Die schließlich tödlichen Schüssen wiederum konnten wohl nur deshalb erfolgreich platziert werden, weil der die Spitze der Kolonne bildende Wagen sich verfahren hatte.

Serbien entsprechende Verdächtigungen nicht nur empört zurückgewiesen wurden, sondern man sich einmal mehr in der Rolle eines Opfers der Österreicher sah.

Auf österreichischer Seite dagegen standen die Zeichen praktisch unmittelbar nach der Tat auf Krieg. Eindrücklich wird an einer Reihe von Beispielen aufgezeigt, dass nicht nur eingefleischte ‘Bellizisten’ wie etwa Conrad von Hötzendorf nun Teile des ‘Rache’ fordernden Chors bildeten, sondern auch solche Männer, die bislang in Bezug auf ‘antiserbische Maßnahmen’ der Fraktion der ‘Tauben’ angehört hatten — allen voran Außenminister Berchtold. Lediglich der ungarische Regierungschef Graf István Tisza warnte laut Clark schon am 30. Juni 1914 davor, “das Attentat als ‘Vorwand’ für einen Krieg mit Serbien zu nutzen” (S. 512). Gleichwohl sollte diese Haltung nicht von entscheidendem Gewicht sein, praktisch ging es in der Hauptsache nur noch darum, sich der deutschen Rückendeckung zu versichern. Die Fragen, ob und wie eine Beteiligung der serbischen Führung an der Aktion von Gavrio Princip & Co. überhaupt nachgewiesen werden könnte oder wie lange man für eine Mobilisierung benötigen würde, waren Anfang Juli in Wien wohl eher sekundär.

Nachdem zu Beginn des 8. Kapitels Reaktionen des Auslands (in Deutschland und Rumänien dominierten eher Trauer und Bestürzung, während man in Frankreich vor allem Gleichgültigkeit an den Tag legte<sup>27</sup> und Großbritannien sich solidarisch mit der österreichischen Haltung, Russland mit der serbischen Position zeigte) in der Regel auf der Basis der Berichte einzelner Botschafter — insgesamt allerdings etwas unsystematisch zusammengestellt und ohne die Kriterien zu benennen, nach denen entschieden wurde, welche berücksichtigt und welche negiert wurden — wiedergegeben werden, ist der zentrale Teil desselben der Entwicklung in Berlin nach Eintreffen des Schreibens des österreichischen Kaisers an seinen deutschen Kollegen vom 2.7.1914 gewidmet, in welchem um eine (Er-) Klärung der Haltung des Bündnispartners gebeten wird — ohne allerdings explizit davon zu reden, dass man in den Krieg ziehen wolle.

In diesem Zusammenhang wird auch aus den kritischen Randbemerkungen des Kaisers zur Depesche des Botschafters Tschirschky vom 30.6.1914, in welcher dieser aus Wien berichtet, dass er die Österreicher zur Zurückhaltung aufgefordert habe, zitiert: “Das ist sehr dumm! [...] Mit den Serben muss aufgeräumt werden, *und zwar* [Hervorhebung im Original], versteht sich alles von selbst, und sind Binsenwahrheiten.” (S. 529). In diesem Sinne äußerte Wilhelm sich dann auch gegenüber dem österreichischen

27 Clark erklärt dies damit, dass in Paris alle anderen Nachrichten von dem Skandal und dem Prozess um die Ermordung des Chefredakteurs des Figaro durch die Frau (und vor dessen Scheidung Geliebte) des ehemaligen Regierungschefs Cail- laux, die sich damit für die Veröffentlichung ihrer Liebesbriefe und die Kampagne gegen ihren Ehemann rächen wollte und letztendlich mit der Begründung freigesprochen wurde, dass ihr Handeln wegen der Verletzung ihrer Ehre gerechtfertigt gewesen sei, an den Rand gedrängt wurden.

Botschafter am 5. Juli — um daraufhin am folgenden Tag zu seiner üblichen Sommerreise gen Norden aufzubrechen (S. 531). Am 6. Juli übergab dann Bethmann Hollweg dem Botschafter die offizielle Antwort: Carte blanche für jedwede Reaktion der Donaumonarchie, welche unabhängig davon, wie die Entscheidung ausfallen würde, in jedem Fall mit der deutschen Unterstützung rechnen dürfe.

### Gibt es eine deutsche (Haupt-) Schuld?

Auf den folgenden Seiten (S. 533 ff.) setzt sich Clark zunächst mit der “Behauptung” auseinander, “dass die Deutschen [...] Wien geradezu gedrängt hätten, in den Krieg zu ziehen”. In diesem Zusammenhang verweist er zwar auf Geiss und Albertini, begnügt sich ansonsten aber damit, von “einigen Historikern” (S. 533) zu sprechen. Diese Position weist er entschieden zurück, indem er sowohl den Text der Note des österreichischen Kaisers für unmissverständlich erklärt (also keinen Zweifel daran lassend, dass man in Wien einen militärischen Angriff auf Serbien als eine nicht fernliegende Möglichkeit betrachtete), als auch die Anwesenheit des ‘Falken’ Hoyos in Berlin und dessen Aktivitäten für ein eindeutiges Indiz dafür hält, dass Wien sich nicht bloß mit symbolischen Reaktionen begnügen wollte. Ferner ruft er den sächsischen Gesandten gegen Geiss u. a. in den Zeugenstand: Der Diplomat hatte am 2.7. nach Dresden gemeldet, dass Wilhelm II. sich “dem Vernehmen nach für den Erhalt des Friedens ausgesprochen habe” (S. 534). Dies ist allerdings ganz und gar nicht schlüssig: Zum einen handelt es sich bei diesem Gesandten um einen ‘Zeugen vom Hörensagen’, was dieser auch selbst klar zum Ausdruck bringt (“dem Vernehmen nach”), ferner steht diese Behauptung in klarem Widerspruch zu den Randbemerkungen des Kaisers (s. o.) zum Schreiben des deutschen Botschafters.

Clark favorisiert dagegen die Ansicht, man sei von deutscher Seite aus aufgrund des Irrtums in den Krieg geschliddert, Russland würde zum einen deshalb nicht eingreifen, weil es nicht gewillt sei, sich mit den serbischen Prinzenmördern gemein zu machen, zum anderen es noch nicht kriegsbereit sei, da seine Aufrüstungs- und Modernisierungsanstrengungen noch keine ausreichende Wirkung entfaltet hätten, als dass das Risiko eines Waffengangs gegen die Mittelmächte tragbar erscheinen könnte. ‘Hilfsweise’ führt er die Überlegung ins Feld, dass für den Fall, dass Russland quasi ‘auf Biegen und Brechen’ einen Krieg ins Auge fassen sollte, dieser als mithin ‘unvermeidlich’ einzustufen wäre, man auf deutscher Seite es gerade angesichts der Aufrüstungsbemühungen der Franzosen im Westen und der Russen im Osten für günstiger hielt, diesen so früh wie möglich auszutragen, da die Erfolgsaussichten so höher eingeschätzt wurden als zu einem Zeitpunkt, zu welchem sich das Kräfteverhältnis zugunsten der Gegner verbessert haben würde.

## Das Ultimatum

Im sich anschließenden Abschnitt (S. 543 ff.) geht es dann lediglich noch um die Entscheidungsprozesse in Wien, wo am 7.7.1914, nachdem Hoyos aus Berlin zurückgekehrt war, das entscheidende Treffen stattfand. Auf diesem beschloss der Ministerrat unter zeitweiser Beteiligung der Militärspitze — zunächst noch gegen die Stimme Tizsas —, Serbien ein praktisch unannehmbares Ultimatum zu stellen. Die Formulierung des Ultimatus sollte am 19.7. verabschiedet und am 23.7. überreicht werden, da man zum einen nicht vor dem Ende des Besuchs des französischen Präsidenten in St. Petersburg die Karten aufdecken, zum anderen nicht vor Ende des Ernteurlaubs vieler Soldaten am 25.7. mit der Mobilisierung beginnen wollte. Diese Terminierung machte es möglich, dass die österreichischen Absichten schon lange vor der Übergabe des Ultimatus nicht nur in Belgrad, sondern auch bei den anderen Regierungen ihrem Kern nach bekannt waren, da sie auf den verschiedensten Wegen durchgesickert waren (S. 548 f.).

Bevor das Ultimatum selbst in den Mittelpunkt des Interesses rückt, geht es noch um die Lage in St. Petersburg (S. 557 ff.) und die Unterhandlungen zwischen dem Zaren und dem französischen Präsidenten Poincaré, die sich im Rahmen eines schon länger anberaumten Staatsbesuchs trafen. Dem Umstand, dass alle amtlichen Protokolle etc. dieses Termins in der Folgezeit verloren gegangen sind, dürfte eine partiell recht farbige Schilderung eines Teils der Beteiligten sowie der Begleitumstände zu verdanken sein, die Clark an deren Stelle präsentiert. So erfährt man von dem im Vorfeld des Besuchs nach Russland beorderten jungen Diplomaten Graf de Robien, dass (entgegen der ihm in Paris gemachten Zusicherungen) im Zug und auf der Straße praktisch niemand der französischen Sprache mächtig war, die Fischsuppe — wie fast die ganze russische Küche — furchtbar und Wodka “eines zivilisierten Gaumens unwürdig” (S. 558) ist. Über den Botschafter Paléologues selbst, den er eher als Fantast denn als Diplomaten einstuft und der seinen Posten maßgeblich dem Umstand zu verdanken haben dürfte, dass er einst mit dem Präsidenten zusammen die Schulbank gedrückt hatte und dessen politischen Ansichten teilte, wird berichtet, dass er mitunter Depeschen über eine Audienz mit dem Zaren schon vor der Begegnung selbst nach Paris verschickte (S. 558 ff.).

Der nach Kronstadt in Begleitung des Regierungschefs (Président du Conseil) und Außenministers René Viviani<sup>28</sup> mit der “France” reisende Präsident wird ungeachtet des Umstands, dass man (unter dem Kommando eines Admirals) kurz vor dem Eintreffen am Ziel noch einen russischen Schlepper gerammt hatte, mit allem Pomp und offenen Armen empfangen — zur großen Zufriedenheit des Botschafters, der

28 Bei ihm handelte es sich um einen Mitgründer der L’Humanité, der aber schon 1906 mit der Bourgeoisie paktierte und ein Ministeramt der Mitgliedschaft in der sozialistischen Partei vorzog. Clark stuft ihn als Pazifist sowie in außenpolitischen Fragen als extrem unerfahren ein (S. 565 u. S. 572).

die Szene mit Worten schilderte, die seinem ‘Ruf’ alle Ehre machen: “Der Anblick ist großartig. In silberschimmernder, zitternder Beleuchtung auf türkisblauen, smaragdgrünen Wellen naht langsam die *France*, zieht tiefe Furchen in den Fluten, bleibt majestätisch stehen. Das gewaltige Panzerschiff, welches das Oberhaupt des französischen Staates zu uns bringt, rechtfertigt vollauf seinen Namen: es ist wirklich Frankreich, das Russland entgegenkommt. Ich fühle, wie mir das Herz höher klopft.” (S. 567). Das Treffen selbst scheint zur Zufriedenheit des Präsidenten — weniger zu der des Premierministers, welchen eine ‘Leberkolik’ ereilte — abgelaufen zu sein. Im Pressecommuniqué wurde in recht wolkiger Form festgehalten, dass der Besuch “den beiden befreundeten und verbündeten Regierungen Gelegenheit geboten [hat], die völlige Übereinstimmung ihrer Ansichten über die verschiedenen Probleme festzustellen [...]” (S. 576). Die beim Abschied an den Zaren gerichtete ‘Ermahnung’ des französischen Präsidenten “Diesmal müssen wir hart bleiben” (S. 577) trägt vielleicht trotz der verlorenen Protokolle dazu bei, zu klären, was sich hinter diesen Worten verbarg. Noch deutlicher wird dies bei de Robien, der in Anbetracht des Umstands, dass fast gleichzeitig das Ultimatum an Serbien übermittelt wurde, das Ergebnis — passend zur Grundthese Clarks — wie folgt kommentierte: “Unsere Gegner hatten ebenfalls beschlossen, »hart zu bleiben«. Auf beiden Seiten malte man sich aus, dass ‘Bluffen’ ausreichen würde, um einen Erfolg zu erzielen. Keiner der Akteure dachte, dass es nötig sein würde, bis zum Äußersten zu gehen. Das tragische Pokerspiel hatte begonnen.” (S. 577).

Offiziell wurde die Partie dann am 23. Juli um 18 Uhr mit der Übergabe des binnen 48 Stunden zu erfüllenden Ultimatus eröffnet, dessen zentrale Punkte von Belgrad forderten, dass sowohl “Organe der k. und k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken” (S. 383) wie auch an den Ermittlungen zu dem Attentat teilnehmen. Clark arbeitet überzeugend heraus, dass zu diesem Zeitpunkt keine Beweise vorlagen, die auf eine direkte Mitschuld der serbischen Regierung an der Tat hinwiesen — und ein solcher Vorwurf auch nicht im Zusammenhang mit dem Ultimatum erhoben wurde. Er weist allerdings die daran anknüpfende Interpretation, dass “Österreich die Ereignisse von Sarajewo lediglich als Vorwand benutzt habe, da es den Krieg ohnehin gewollt habe” (S. 582), mit der etwas schwachen Begründung zurück, dass die Lage damals “komplexer” (S. 582) gewesen sei und dass der mit einer Untersuchung beauftragte Jurist, der sich zu keinem ‘Schuldpruch’ hatte durchringen können, später schließlich selbst bekundet habe, dass er “persönlich” von einer “moralischen Mitschuld” der Belgrader Regierung überzeugt gewesen sei, das Beweismaterial aber eben nicht ausgereicht habe (S. 582). Eine persönliche Überzeugung ist ja gut und schön, aber wenn es keine stichhaltigen Beweise gibt, so kann es nun mal auch keine Verurteilung geben — mithin

fehlt es also schon an einer Basis für ein ‘gerechtfertigtes Ultimatum’ und noch viel mehr für einen ‘gerechten Krieg’.<sup>29</sup>

Machte schon die Übergabe an sich Probleme — der Regierungschef Pašić war im Lande unterwegs und der Finanzminister als sein Stellvertreter hegte Zweifel, ob er überhaupt das vom Gesandten überbrachte Schreiben annehmen konnte, so verlief der Entscheidungsprozess über Annahme bzw. Ablehnung ebenso verworren. Während der Prinzregent an den Zaren ein Telegramm schickte, wonach Serbien alle Forderungen erfüllen würde, die dem Zaren opportun erschienen, schwankte man im Ministerrat zwischen Annahme und Ablehnung. Nachdem man allerdings Signale aus Russland erhalten hatte, dass man mit dessen Unterstützung rechnen könne, einigte man sich — parallel erfolgte die Generalmobilmachung — auf eine ‘versöhnliche’ Linie, vermied allerdings eine totale Kapitulation, so dass schließlich die handgeschriebene Antwort — die Schreibmaschine hatte nämlich im entscheidenden Moment kapituliert — kurz vor Ablauf der Frist zugestellt werden konnte. Der bereits auf gepackten Koffern sitzende Gesandte erklärte angesichts der nicht in toto erfüllten Forderungen die Schließung der Botschaft und reiste noch am Abend des 25.7.1914 ab und am Morgen des 28.7.1914 unterzeichnete Kaiser Franz Joseph die Kriegserklärung an Serbien.

### Russlands Haltung und Aktivitäten

Das folgende Kapitel mit der Überschrift “Warnschüsse” (S. 603 ff.) ist den Vorgängen in Russland ab dem Morgen des 24.7. gewidmet, also zunächst dem Treffen des französischen und des englischen Botschafters mit dem russischen Außenminister und der sich daran anschließenden Sitzung des russischen Ministerrates, auf welchem Außenminister Sasonow unter dem Eindruck des Gesprächs mit den beiden Botschaftern, die keine ‘mäßige Haltung’ an den Tag gelegt bzw. eine solche Russland anempfohlen hatten (S. 603 f.), seine Einschätzung der Lage, wonach Deutschland — den ‘Griff nach der Weltmacht’ im Sinne führend — der eigentliche Drahtzieher war, darlegte. Er sprach sich dafür aus, standhaft zu bleiben, da es nichts nütze, die Deutschen

29 So vehement man in diesem Punkt also Clark widersprechen muss, so recht hat er mit der Feststellung, dass die Charakterisierung des Ultimatums von englischer Seite (Grey: “furchtbarste Dokument”, Churchill: “das unverfrorenste Dokument dieser Art, das jemals geschrieben wurde”, S. 585) nicht nachvollziehbar ist. Durch die Zitate aus dem Entwurf des Rambouillet-Abkommens von 1999 (genauer: dessen Anhang B), welcher von Jugoslawien nicht nur wie einst die Doppelmonarchie von Serbien die Beteiligung von k. und k. Organen an der Ermittlung bzw. der Mitwirkung an antisubversiven Maßnahmen forderte, sondern dem NATO-Personal “in der gesamten Bundesrepublik Jugoslawien freien und ungehinderten Zugang” (“zusammen mit seinen Fahrzeugen, Schiffen, Flugzeugen und Ausrüstungsgegenständen”) verschafft sehen wollte, wird deutlich, dass im Vergleich dazu die Forderungen vom 23.7.1914 eher “harmlos” waren — auch die Frist von 48 Stunden mag als sehr ‘gemütlich’ gelten — den jugoslawischen Delegierten gestand man am 17.3.1999 nur 3,5 Stunden für eine Entscheidung zu.

durch erneute Zugeständnisse weiter anzuspornen. Dies traf auf keinen Widerspruch bei seinen Kollegen. Man einigte sich schließlich darauf, Österreich eine Fristverlängerung vorzuschlagen und Serbien anzuraten, das Heer ins Landesinnere zurückzuziehen, während teilweise (und zwar in den Militärbezirken Kiew, Odessa, Kasan und Moskau) vorsorglich mobilgemacht werden sollte. Dieser Beschluss wurde am Folgetag bestätigt — der Zar leitete die entsprechende Sitzung — und insofern ergänzt, als im gesamten europäischen Teil Russlands die einer Mobilisierung vorausgehende “Kriegsvorbereitungsperiode” genehmigt wurde (S. 608).

Die von Clark insoweit angestellten Überlegungen, dass durch diese begrenzten Maßnahmen<sup>30</sup>, lediglich eine Drohkulisse aufgebaut werden sollte, dieses Signal allerdings angesichts der Kriegsvorbereitungsmaßnahmen, die von außen schwer von der ersten Phase einer angeordneten Generalmobilmachung zu unterscheiden waren, nicht korrekt dechiffriert wurde bzw. sich gar nicht ‘lesen’ ließ, sind auf den ersten Blick nicht von der Hand zu weisen.<sup>31</sup> Allerdings scheint der deutsche Generalstab mit dem ‘Dechiffrieren’ kein Problem gehabt zu haben: der Bericht der Nachrichtenabteilung IVK des Generalstabs vom 28.7.1914 kommt jedenfalls zu einem klaren (und korrekten!) Schluss: “Vermutlich Ausrufung ihrer ‘Kriegsvorbereitungsperiode’, für das ganze Reich ausgerufen”. (S. 671).

Ein klares “Kontra” verdient der Kommentar des Autors auf die vom österreichisch-ungarischen Gesandten Szapáry aus St. Petersburg nach Wien gemeldete Reaktion Sasonows auf das Serbien gestellte Ultimatum. Es ist nicht nachzuvollziehen, warum man den Satz “Nehmen Sie Ihr Ultimatum zurück, ändern Sie die Form und ich garantiere Ihnen, wir werden zu einem Ergebnis kommen.” — nebst “freundlichen Ton” (S. 618 f. i. V. m. Fn. 39 zu Kap. 11) — nicht “als Grundlage für ergiebige weitere Gespräche bezeichnen kann” (S. 619). Die hierfür ins Feld geführte Vermutung Szapárys, die Russen spielten nur auf Zeit (Fn. 39 zu Kap. 11), rechtfertigt diese Einschätzung jedenfalls ebenso wenig wie die daran anschließenden Verweise auf den Versuch Russlands, der Habsburger Doppelmonarchie die alleinige Rolle des Aggressors zuzuweisen.

Auch der Argumentation, die Clark nach dem Stellen der Frage “Geschah dies alles einzig und allein im Namen Serbiens?” (S. 620) entwickelt, wonach eine Art ‘hidden agenda’ hinter der russischen Haltung verborgen war, die sich unter dem Motto ‘alle Wege führen zum Bosphorus’ zusammenfassen lässt (S. 620 f.), kann nicht gefolgt werden. Clark ist klug genug, seine sich maßgeblich auf Bobroff (2006) und McMeekin (2011) stützende Spekulation, für welche sich nicht nur in den Diskussionen im russischen Ministerrat am 25. und 26.7.1914 keinerlei Hinweise finden lassen, dadurch ‘unter Vorbehalt’ zu stellen, dass er feststellt, dass es sich schwer sagen lasse, wie viel Gewicht

30 Da die russische ‘Generalplanung’ auf einem ‘Alles-oder-Nichts-Szenario’ basierte, waren solche Maßnahmen ‘planmäßig’ gar nicht vorgesehen.

31 Er verweist zur Stützung seiner Argumentation auf einige diplomatische Depeschen (vgl. S. 613 f.).

“diese Sorgen in den russischen Überlegungen während der Julikrise hatten”, da “sich die offiziellen Dokumente verstärkt auf das österreichisch-serbische Epizentrum der Krise konzentrierten” (S. 621). Gleichwohl verdient diese Spekulation eine klare Zurückweisung, da sie ein nicht unwesentliches Mosaiksteinchen in Clarks Gesamtargumentation bildet, die letztlich auf eine Exkulpation des deutschen Imperialismus abzielt.

### “Die letzten Tage”

Im abschließenden Kapitel — unter der Überschrift “Die letzten Tage” (S. 624 ff.) — widmet Clark sich als ‘Aufgalopp’ einer Beschreibung der Lage in den Hauptstädten der maßgeblichen Mächte. Während in London die Aufmerksamkeit während der Julikrise für die Entwicklungen auf dem Kontinent eher marginal erscheint<sup>32</sup>, verfolgte Poincaré seinen Kurs unbeirrt weiter. Er betrieb insofern ein Doppelspiel, als er zur ‘Beruhigung’ Londons wie auch seines eher wenig kriegsbegeisterten Premierministers am 30.7. zwar eine Note an Russland unterstützte, die einerseits die Einhaltung der französischen Bündnisverpflichtungen zusicherte, andererseits Russland aber dazu aufforderte, nichts zu unternehmen, was “Deutschland einen Vorwand zu einer ganzen oder teilweisen Mobilmachung bieten würde” (S. 645), über diplomatische Kanäle allerdings die russische Seite wissen ließ, dass diese Note nicht dahingehend zu verstehen sei, dass die Mobilisierung des Zarenreichs gestoppt werden solle (S. 646).

Was dann die Schilderung der Umstände der russischen Generalmobilmachung anbelangt, so ist es Clark gelungen, diese in einer äußerst spannend zu lesenden und farbigen Form zu Papier zu bringen. Man wird nicht nur über die Vorgänge um die zunächst in letzter Minute stornierte Generalmobilmachung informiert,<sup>33</sup> sondern erfährt auch, dass der Innenminister seine Unterschrift (nachdem er sich bekreuzigt hatte) im Kerzenschein im Angesicht von Ikonen leistete, ferner, dass der Zar nicht nur mühsam u. a. mit dem Verweis auf dringende Sachzwänge überredet werden musste, seine Stornierung der Generalmobilmachung wiederum zu stornieren, sondern auch, dass er so seine Schwierigkeiten zu haben schien, mit einem Telefon umzugehen. Den Abschluss dieser einführenden ‘Rundumschau’ bildet dann Berlin. Hier bemüht sich Clark darum, den Vertretern der These von der (Allein-) Schuld des deutschen Kaiserreiches den Wind u. a. dadurch aus den Segeln zu nehmen, dass er ausgiebig auf die Urlaube der “gangsters” (Röhl) in jenen Tagen zu sprechen kommt (S. 660), sichert sich am Ende gegen

32 Man hatte in London mit der Krise in (Nord-) Irland alle Hände voll zu tun, und sowohl in der Presse wie auch im Kabinett zog zu diesem Zeitpunkt nur eine kleine Minderheit — so etwa Außenminister Grey — ein britisches Engagement jenseits des Kanals überhaupt in Betracht.

33 Die in diesem Abschnitt (mit-) diskutierte Quellenproblematik — Charakter der nach der Februarrevolution entdeckten “Willy-Nicky-Telegramme”, Fälschungen im russischen Orangebuch sowie im französischen Gelbbuch (S.651 bzw. S. 655) — ist verdienstvoll.

mögliche Kritik aber dann geschickt durch die Feststellung ab, dass es “ein Fehler [wäre], diese Reisen allzu wichtig zu nehmen” (S. 660). Insofern ist aber zu fragen, warum er sie denn überhaupt erwähnt hat — und die Vermutung darf angestellt werden, dass es damit zu tun hat, dass das Bild eines leitenden Geheimdienstoffiziers auf Harzreise bzw. eines sich auf einer “Kreuzfahrt” befindlichen Kaisers nicht so leicht damit in Einklang zu bringen ist, dass von diesen eine wie auch immer geartete Kriegsgefahr ausgehen könnte.

Zu diesem Eindruck tragen insgesamt die Clark’schen Schilderungen der ‘Nöte’ vieler Akteure bei: verzweifelt bemühte deutsche Entscheidungsträger, darunter ein Jagow, der einen “sehr nervösen, unbestimmten und ängstlichen Eindruck” (S. 664) macht, ein Bethmann Hollweg, der “an einen ‘Ertrinkenden’ erinnerte” (S. 664), ferner einen Moltke, der durch den Konflikt über die Frage, ob die 16. Division sofort oder zunächst noch nicht die Grenze zu Luxemburg überschreiten sollte, emotional so belastet worden sein soll, dass seine “Frau später davon ausging, dass der Generalstabschef deswegen einen leichten Schlaganfall erlitten hatte” (S. 679) sowie ein Kaiser, der “wirre Reden” (Falkenhayn) hält (S. 667) und bei dem möglicherweise ein Nervenversagen zu diagnostizieren ist und der als ‘Willy’ seinen Cousin ‘Nicky’ “anflehte, seine Rolle als Vermittler nicht zu torpedieren” (S. 669) — all dies korrespondiert schwerlich mit dem Bild wild entschlossener Kriegstreiber auf dem Weg zu einem Platz an der Sonne.<sup>34</sup>

Aber nicht nur auf deutscher Seite zeigt uns der Autor derartige Nöte. Auch den Zar aller Reusen plagten die “Angst” und das “Grauen vor der Aussicht eines Krieges” (S. 654), den Befehl zur Mobilmachung gab er, als er “müde und bekümmert” (S. 650) war, während die “Nöte des Paul Cambon” (S. 686) — also das Problem der unsicheren britischen Intervention — die Ursache dafür waren, dass er “den Außenminister kreideweiß und den Tränen nahe” (S. 691) verließ. Lediglich von britischer Seite fehlen derartige Berichte — sieht man davon ab, dass uns von Clark mitgeteilt wird, dass sich das Augenlicht Greys verschlechtert hatte, so dass es ihm schwerfiel, beim Squash dem Ball zu folgen (S. 627).

Die letzten Seiten des Kapitels sind vor allem dem Entscheidungsprozess in London gewidmet, an dessen Ende die Fraktion der ‘Nicht-Interventionisten’ ganz überraschend und quasi innerhalb kürzester Frist aufgrund taktisch geschickten Vorgehens der Gruppe um Grey, Churchill, Samuel und Haldane sowie einer formidablen Rede des

34 In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass die Bilder, die Clark malt, nicht immer konsistent sind. Und dies gilt nicht nur für das Bild des Kaisers, der einmal als eigentlich ängstlicher Charakter gerne mal bramarbasiert, so dass seine ihm ‘belastenden’ Aussagen eben nicht für bare Münze genommen werden dürfen (vgl. S. 667 f.) und dem an anderer Stelle — anscheinend “wegen seiner Friedensliebe und Scheu vor einem Krieg” (S. 673) — schließlich die Erklärung der drohenden Kriegsgefahr erst “abgerungen” (S. 673) werden musste, sondern auch für andere: Während Bethmann Hollweg etwa auf S. 664 noch als “Ertrinkender” erscheint, erscheint er auf S. 669 als treibende Kraft hinter dem Hintertreiben letzter Vermittlungsansätze.

Außenministers im Unterhaus “sich in Auflösung” (S. 694) befand und am 4. August die Kriegserklärung erfolgte.<sup>35</sup>

In seinem Resümee (S. 709 ff.) betont Clark einmal mehr die Komplexität der Krise von 1914 (insoweit der Eukrise gar nicht unähnlich), die nicht zuletzt aus der so überaus schnellen Veränderung des internationalen Systems erwachsen sei. Die Fluidität der Macht zusammen mit dem Szenario des Katalysators Balkan sind nach ihm die eigentlichen Auslöser des Krieges und eben nicht, wie von Fischer, Geiss et al. in unterschiedlichen Varianten postuliert, eine deutsche Entscheidung oder gar Planung. (S. 715). Eine konkrete Widerlegung jenseits der Feststellung, dass “Fischers Argumentation [...] in vielen Punkten scharf kritisiert worden” (S. 715) sei (mit lediglich einem Verweis auf Mark Hewitson, *Germany and the Causes of the First World War*, Oxford 2006, S. 3 f.) wird von ihm nicht versucht, dafür scheint er darüber zu spekulieren, ob Fischers Studie als eine persönliche Verarbeitung des nationalsozialistischen Erbes interpretiert werden könnte (S. 836 Fn. 3 zu “Schluss” mit Verweis auf Klaus Große Kracht) bzw. inwieweit Bezüge zwischen der Fischer-Kontroverse und “dem spannungsreichen Prozess [...], in dessen Verlauf deutsche Intellektuelle das belastende moralische Vermächtnis der NS-Ära verarbeiten” (S. 715), bestehen könnten.

Zudem plädiert er allgemein gegen die Suche nach einem ‘Schuldigen’ in “konfliktreichen Interaktionen” (S. 716), da man leicht Vorurteilen aufsitzen und so dem ‘Falschen’ die Schuld in die Schuhe schieben könnte. Ferner verleiht er seiner Befürchtung Ausdruck, dass ein solches Unterfangen in seiner “Extremform” lediglich “Konspirationsnarrative” (S. 716) hervorbringen würde.

Konkret sei 1914 nicht als “Verbrechen”, sondern als “Tragödie” zu interpretieren (S. 716), ihre Protagonisten “Schlafwandler — wachsam, aber blind, von Alpträumen geplagt, aber unfähig die Realität der Gräueltat zu erkennen” (S. 718).

## Fazit

Clark ist zugute zu halten, dass er nicht nur mit den ‘spektakulären Einzelheiten’ der Mordnacht vom 11. Juni 1903 in Belgrad einen spannenden Einstieg in sein Thema gefunden, sondern mit der Beleuchtung der Entwicklungen in Serbien vor 1914 einen insgesamt originellen Ansatz gewählt hat, da diese Seite der Geschichte in vielen Darstellungen eher stiefmütterlich behandelt wird. Was seine ‘Schreibe’ angeht, so ist auch diese zu loben, da sie sich nie der Gefahr aussetzt, mit Attributen wie etwa ‘staubtrocken’ oder ‘umständlich’ belegt zu werden.

Gleichwohl bleibt anzumerken, dass er ob seiner Neigung zu ‘spektakulären Sätzen’ oder ‘spektakulären Ereignissen’

35 Auf den S. 705 ff. wird dann noch der Fall “Belgien[s]” insbesondere unter dem Aspekt kurz abgehandelt, inwieweit die Verletzung seiner Neutralität für den Eintritt Englands in den Krieg entscheidend gewesen war und inwieweit dabei die Übergabe eines Ultimatum anstelle eines ‘Durchmarsches’ ein fataler Fehler gewesen sein könnte.

manchmal die Grundpflichten eines sorgfältig arbeitenden Historikers zu vergessen scheint und es sich etwas (zu) einfach macht. Zwar ist ihm nicht zu widersprechen, wenn er klagt, dass “kein einziger Historiker (nicht einmal eine Fantasiegestalt, welche alle erforderlichen Sprachen fließend beherrscht) jemals hoffen kann, alle diese Werke [zum Überangebot an Quellen und Literatur, Anm. J. F.] zu Lebzeiten zu lesen” (S. 14) — warum er sich bei einem zentralen Zitat, mit welchem er sein 6. Kapitel einleitet (S. 408), damit begnügt, auf eine Monographie von Zara S. Steiner (zu Fn. 1 des 6. Kapitels, S. 789) zu verweisen, ist nicht ganz nachzuvollziehen. Laut Steiners “The Foreign Office and Foreign Policy, 1898 — 1914” (Cambridge 1969) ist diese Äußerung in einem Brief Nicolsons vom 4.5.1914 zu finden, der unter FO 800/374 archiviert ist, mithin also in englischer Sprache verfasst worden ist und in “The National Archives” in Kew aufbewahrt wird. Ausweislich der Angabe auf S. 840 zählt nicht nur dieses *Archiv* zu denjenigen, die Clark konsultiert hat, sondern er will auch den unter FO 800/374 archivierten *Bestand* ausgewertet haben, so dass es nicht ganz nachvollziehbar ist, warum er sich lediglich auf Steiner beruft und nicht die Quelle selbst herangezogen hat. Dies wäre insbesondere deshalb die korrekte Vorgehensweise gewesen, da Steiner aus dem Brief nur eben diesen Satz wiedergibt, so dass Clark sich anscheinend kein eigenes Bild vom Inhalt dieses Briefes gemacht hat, sondern sich damit begnügt, einen ‘spektakulären’ Satz, dessen Zusammenhang er nicht selbst recherchiert hat, in sein Werk einzufügen.

In diesem Fall hat er wenigstens auf ein Werk verwiesen, dessen Autorin ihre Quelle korrekt genannt hat. Was aber das direkte Zitat zum sich die Nase bohrenden Nikolaus II. anbelangt (S. 236), so verweist Clark lediglich auf das Buch “The Three Emperors” von Miranda Carter, das 2009 im Verlag “Fig Tree” erschienen ist. Dieser Verlag publiziert zwar auch zu “Politics, Society & Philosophy”<sup>36</sup> — The Three Emperors” ist allerdings zusammen mit fünf weiteren Werken (wie etwa “Sound Bites — Eating on Tour with Franz Ferdinand” von Alex Kapranos) in der Kategorie “Biography & memoirs” zu finden — doch dürfte dieser Verlag nicht unbedingt im Zentrum des wissenschaftlichen Publizierens stehen — zumindest weisen von diesem lieferbare Titel wie der von Jenna McCarthy (“If It Was Easy, They’d Call the Whole Damn Thing a Honeymoon — Living with and Loving the TV-Addicted, Sex-Obsessed, Not-So-Handy Man You Married”) und Kategorien wie “Food & drink” oder “Lifestyle & personal development” nicht darauf hin. Dies muss zwar nicht in jedem Fall gegen die Qualität eines Buches sprechen, doch versäumt Miranda Carter, die auch schon mit einer Biographie über den Doppelagenten Anthony Blunt hervorgetreten ist, leider, die von ihr auf S. 82 wörtlich zitierte Äußerung des “lecturer” Konstantin Pobedonostsev über das ‘spektakuläre’ Verhalten des jungen Zarewitsch regelgerecht zu belegen.

Problematischer als derartige ‘Sünden’ erscheint aber der Umstand, dass Clarks Buch nicht nur von blaublü-

36 Momentan sind zwei Werke dieser Kategorie vom Verlag lieferbar.

tigen Abkömmlingen der Täter von 1914 wie etwa Karl Habsburg-Lothringen als ‘Persilschein’ bei ihrem Bemühen genutzt wird, ihre blutrünstigen Ahnen reinzuwaschen, sondern dass dies inzwischen auch ‘draußen im Lande’ seine Kreise zieht. Laut einer repräsentativen Forsa-Umfrage im Januar 2014 waren jedenfalls 58 % der BRD-Bürger der Meinung, dass jede der im 1. Weltkrieg kämpfenden Nationen gleichermaßen Schuld an der zum Krieg führenden Eskalation gehabt habe. Nur knapp jeder Fünfte ‘verteilt’ die Verantwortung in einer Weise, wie es auch Art. 231 des Versailler Vertrages getan hatte.<sup>37</sup> Ganz abgesehen davon, dass wohl mit Fug und Recht bezweifelt werden darf, dass eine Mehrzahl der Befragten in der Lage sein dürfte, auch nur die Hälfte der Nationen, die ihrer Meinung nach gleichermaßen die Kriegsschuld auf sich geladen haben sollen, korrekt zu benennen, wittern nicht nur alte, sondern auch junge Revisionisten — gestützt auf das vorliegende Buch — Morgenluft.<sup>38</sup> Die “Welt” betitelt einen Artikel über eine einschlägige Diskussionsveranstaltung im Militärgeschichtlichen Forschungsamt mit “Besessen von der deutschen Kriegsschuld”<sup>39</sup> und diagnostiziert damit quasi ‘durch die Blume’ bei den ‘Ungläubigen’ einen pathologischen Zustand. Nach dem Motto “Angriff ist die beste Verteidigung” begnügen sich Historiker wie Dominik Geppert, Sönke Neitzel und Thomas Weber nicht einmal damit, die ‘Schuld’ in gleicher Weise auf allen Schultern zu verteilen, sondern schieben sogar dem ‘perfiden Albion’ den Schwarzen Peter zu, wenn sie schreiben “Erst der britische Kriegseintritt machte aus dem Ursprungskonflikt ein globales Desaster.”<sup>40</sup>

An den bisherigen Erfolgen der Revisionisten, bei ihrem Versuch, die Deutungshoheit in Bezug auf die Kriegsschuldfrage zu gewinnen, sicherlich nicht unschuldig dürfte die äußerst geschickte Werbekampagne der “Deutschen Verlagsanstalt” sein. Hinter dieser stand nicht nur lange Zeit eine Zeitung, die von sich behauptet, dass sich hinter ihr immer ein kluger Kopf verbirgt, sondern in ihr publizierten auch schon ‘Größen’ von Adenauer über Scholl-Latour bis hin zu Sarrazin, die sich nicht gerade durch einen Hang zu übermäßiger Progressivität auszeichnen — das wird man doch wenigstens noch mal sagen dürfen. Während Clark an keiner Stelle die deutsche Führung explizit exkulpiert, sondern sich einfach weigert, die Frage nach dem “Warum” in den Fokus seiner Untersuchung zu stellen (S. 17) — und damit das nur schwer lösbare Problem einer Widerlegung der auf der Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands basierenden Argumentation von Fritz Fischer geschickt umgeht — stilisiert ihn der Verlag zu einem großen Anti-

37 Süddeutsche Zeitung v. 15.1.2014 ([www.sueddeutsche.de/politik/umfrage-junge-deutsche-wollen-mehr-ueber-ersten-weltkrieg-wissen-1.1863716](http://www.sueddeutsche.de/politik/umfrage-junge-deutsche-wollen-mehr-ueber-ersten-weltkrieg-wissen-1.1863716) — Zugriff: 05.4.2014)

38 Vgl. bspw. Beiträge im Blog “Kaiserwetter” von Wolfgang Müller und Roland Siegert unter [wilhelmderzweite.de](http://wilhelmderzweite.de) (Zugriff: 5.4.2014).

39 Berthold Seewald in “Die Welt” v. 25.10.2012 (Zugriff: 5.4.2014).

40 Vgl. “Der Beginn vieler Schrecken” in: “Die Welt” v. 3.1.2014, [welt.de/print/die\\_welt/politik/article123489102/Der-Beginn-vieler-Schrecken.html](http://welt.de/print/die_welt/politik/article123489102/Der-Beginn-vieler-Schrecken.html) (letzter Zugriff: 5.4.2014).

poden desselben und suggeriert zudem fälschlicherweise, dass ihm eben diese Widerlegung gelungen ist. Es darf bezweifelt werden, dass ihm dies jemals gelingt. Er müsste dann zum einen eine Erklärung dafür finden, warum denn nun ‘zufälligerweise’ die im Frieden von Brest-Litowsk der Sowjetunion aufgezwungenen Bedingungen weit eher dem entsprach, was man sich intern von Bethmann Hollweg über Claß und Erzberger bis hin zu Thyssen, Stinnes und Krupp 1914 ‘erträumt’ hatte<sup>41</sup>, denn den öffentlichen Versicherungen, dass man mit dem Kriegszug keinerlei Annexionen beabsichtige, sondern sich lediglich ‘verteidigen’ wolle. Zum anderen müsste er dann erklären, warum denn ausgerechnet am deutschen Veto, welchem sich erst später Österreich-Ungarn und noch andere Staaten angeschlossen hatten, die Bemühungen auf der zweiten Haager Friedenskonferenz im Jahre 1907 gescheitert waren, durch eine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit zukünftige Kriege zu vermeiden.

Noch einige Anmerkungen zu der ‘formalen’ Seite der Publikation: Leider wurde — wohl um Kosten zu sparen und/oder um den ‘Renner’ rechtzeitig vor dem 100. Jahrestag auf den Markt zu werfen — auf ein sorgfältiges Lektorat verzichtet: Nicht nur “widerstandslos” (S. 147) und “diskutierte” S. 750 zeugen hiervon, sondern es sind auch übersetzerische Fehlleistungen zu verzeichnen, die ein erfahrener Lektor leicht hätte aufspüren können. So wird auf S. 106 von “Deutsche, Polen und andere *Rassen* [Hervorhebung J. F.]” gesprochen — im Original ist auf S. 70 von “*rac*es” die Rede. Unbestreitbar kann man in bestimmten Fällen “*race*” mit “*Rasse*” übersetzen, da aber eine weitere Bedeutung von “*race*” “*Volk*” ist, so hätte man hier von “*Völkern*” reden müssen — die Donaumonarchie war zwar sicherlich ein “*Vielvölkerstaat*”, ihn aber als einen Staat zu präsentieren, der von unterschiedlichen Rassen bewohnt wurde, ist eindeutig inkorrekt. Ferner wird auf S. 163 mit “indem er dem in Ungnade gefallenen Oberst dazu drängen ließ” eine Feststellung getroffen, die Befremden hervorruft: “Ungnade“? Oberst Alfred Redl hatte schließlich mit der Weitergabe von Militärgeheimnissen einen Straftatbestand erfüllt, insofern wäre es wohl angemessener gewesen “the disgraced colonel” (S. 116 d. engl. Originals) mit bspw. “dem Oberst, der sich mit Schande befleckt hatte,” wiederzugeben. Auf S. 611 findet sich die Charakterisierung von Januschke-witsch: “eher ein Höfling als Soldat, hatte noch nie auf dem Feld gestanden”. *Auf dem Feld?* Januschke-witsch war doch keine Vogelscheuche! Gemeint ist wahrscheinlich ‘im Felde gestanden’ — dafür spricht wenigstens die Formulierung auf S. 477 des englischen Originals “had seen no service in the field”. Es steht zu hoffen, dass die DVA zukünftig etwas mehr Zeit und Geld aufwenden möge, um derartige ärgerliche ‘Schnitzer’ zu vermeiden.

**Jochen Fuchs**, Jurist und Politikwissenschaftler, ist als Rechtsprofessor am FB SGW an der Hochschule in Magdeburg tätig.

41 Vgl. zu den Plänen Fritz Fischer: Griff nach der Weltmacht — Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands 1914/18, Düsseldorf 1984, S. 90 ff.